

Erste Ausreise nach Frankreich

Pontarlier, 20. Juni 1916.

Hier, an der französischen Grenzstation, ergeht über fast alle Mitreisenden durch die Grenzpolizei eine peinlich genaue Ausfragung betreffend das woher, wohin, wozu ihrer Reise. Mir bleibt, um besonderer Ausweise willen, das gnädig erspart, und da habe ich Zeit und Anlass, mir selber allerlei Fragen vorzulegen. — Vor allem wieder die eine: Werde ich wohl die mir gestellte und nun nahe bevorstehende Aufgabe in einigermaßen genügender Weise hinausführen können? — Es ist wirklich ein Schritt sehr ins Ungewisse hinein, welcher da unternommen wird. Das schon hinsichtlich der mehr äussern Umstände und Anforderungen der vor mir liegenden Tätigkeit.

Als ich bei der Abschiedsaudienz im Bundeshaus den Chef des Politischen Departements, Bundesrat Hoffmann, nach eventueller Wegleitung für die mir anvertraute Aufgabe frug, lautete seine Antwort: „Ich kann Ihnen eigentlich nicht viel sagen. Diese Aufgabe ist so eigenartig und ungewöhnlich. Sie müssen sich Ihren Weg wohl selber suchen. Nur das: Sie können sich die Sache wohl kaum schwer genug vorstellen. Machen Sie uns, die wir Sie zu diesen Kriegsgefangenen in ein Kriegsland aussenden, Ehre im fremden Land.“

Also weitgehende Bewegungsfreiheit, aber auch weitgehende Verantwortlichkeit! Das hat viel Anziehendes, aber auch seine ernste Seite!

Ich muss da auch an das Abschiedswort meines Bruders, des Grönlandforschers, denken: „Du gehst nun auch auf eine Art

Forschungsreise in Neuland, ins ganz Unbekannte und Ungewisse. Das ist manchmal ein nicht ganz leichtes Ding, aber es ist doch auch wieder etwas Grosses, wenn einem so etwas zufällt.“

Paris, 21. Juni 1916.

Die nächtliche Fahrt und die Ankunft in der Gare de Lyon haben schon allerlei Kriegseindrücke gebracht. Ueberall, wo der Zug unterwegs anhielt, war grosser Truppenverkehr bemerkbar, besonders in Dijon.

Auf dem Bahnhof in Paris viele auf Urlaub kommende, oder an die Front zurückkehrende Soldaten. — Begrüssungs- und Abschiedsszenen bewegter Art, als in gewöhnlichen Zeiten. — Eine junge, schwarzgekleidete Dame, welche der Krieg allem nach zur Witwe gemacht hat, seufzt laut auf, wie sie sieht, dass eine andere ihren unversehrt von der Front zurückgekommenen Mann unter Freudentränen umarmt.

Vor dem Bahnhof stationiert eine lange englische Militärautokolonne.

Der gute, ja herzliche Empfang, den ich bei unserem Gesandten, Minister Lardy, an der Rue de Marignan fand, ist ermutigend und lässt eine wertvolle Unterstützung und zuverlässige Rücken- deckung, soweit das überhaupt möglich ist, von dieser offiziellen Instanz erwarten.

Auch das erste Zusammentreffen mit meinem katholischen Kollegen in der Kriegsgefangenenseelsorge, dem Benediktiner Sub- Prior, S. de Courten, vom Stift Einsiedeln, gibt mir gute Zuver- sicht.

Ich glaube, wir werden in gutem Einvernehmen nebeneinander tätig sein, was bei einer so delikaten Aufgabe wichtig ist. — Er ist schon einige Monate an der Arbeit, und was er mir von seinen Erfahrungen und Erlebnissen erzählt, kann mir in mancher Beziehung nützlich sein. Ich weiss nun schon ein wenig, wo etwa Hindernisse am Wege sind, über die man stolpern und zu Fall kommen könnte.

Mein Absteigequartier nehme ich, gleich ihm, im Hotel Fried- land. Der Besitzer, Herr Br., ist ein Stadt-Berner, und das nicht nur nach seinem Heimatschein, sondern auch nach seiner Art. Das schafft gleich eine heimatliche, wohltuende Atmosphäre, die einem im fremden Kriegsland willkommen ist.

Paris, 22. Juni 1916.

Nach dem Mittagessen besprach unser Gesandter mit mir eine ganze Anzahl von Angelegenheiten, welche mit meiner Mission im Zusammenhang stehen. Ich merke da, dass noch nicht in jeder Beziehung für die gesamte vorgesehene Tätigkeit freie Bahn da ist. — Die Türe zu den deutschen Zivilgefangenen ist noch verschlossen. Die französische Regierung gestattet zunächst nur den Besuch der Militärgefangenen. Es wird grosser Beharrlichkeit, aber auch vieler Klugheit bedürfen, um schliesslich in der Sache der Zivilgefangenen doch noch zum Ziele zu gelangen.

Es ist merkwürdig, mit wie viel Sachkunde und Verständnis der Gesandte diese Kriegsgefangenenangelegenheiten behandelt — und doch ist das nur ein Problem neben so vielen andern, die jetzt seine Zeit und sein Interesse in Anspruch nehmen.

Die Kriegsumstände bringen ganz gewaltige Ansprüche mit sich an die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit unseres Pariser diplomatischen Vertreters und seines Personals. — Seit Kriegsbeginn sind in nur zwei Jahren rund 300 000 Briefe an die Gesandtschaft gelangt, von denen manche ganz komplizierte Fragen betreffen.

Gerade jetzt gibt das ökonomische Ultimatum, das von Deutschland plötzlich in kategorischer Form an die Schweiz gestellt wurde, Anlass zu überaus schwierigen Verhandlungen mit Frankreich — und einige Zeitungen der welschen Schweiz fördern durch ihre etwas einseitige Stellungnahme diese Verhandlungen nicht gerade sehr.

Paris, 23. Juni 1916.

In der Morgenfrühe hat mir ein Gang durch die gewaltigen Markthallen von Paris gezeigt, dass die Stadt noch nicht von Nahrungsmangel bedroht ist. Die Preise haben zwar, wie bei uns in der Schweiz, schon etwas Kriegscharakter, aber alles zum Leben Nötige ist noch reichlich vorhanden.

Wie viel anders traf ich es doch vor einigen Monaten in Berlin!

Am Nachmittag fand durch unsern Gesandten meine Einführung im Ministerium des Auswärtigen und im Kriegsministerium statt, und nach dieser Berührung mit den amtlichen Instanzen, von denen die Ausführung meiner Mission abhängig ist, ist es mir

klar, dass schon einiges wird angewendet werden müssen, um ohne Anstoss durchzukommen und nicht durch irgendwelche Missgriffe die Durchführung der anvertrauten Aufgabe zu gefährden.

Zugleich kann ich mir nun einigermaßen einen Begriff machen vom Umfang dieser Aufgabe. Die Militärgefangenen sind in nahezu 100 Hauptlagern untergebracht, welche sich von der Normandie bis zur Insel Korsika im mittelländischen Meere erstrecken. Dazu kommen noch recht grosse Bestände von verwundeten und kranken Kriegsgefangenen in Lazaretten.

Aus militärischen Gründen werden keine genauen Angaben über die Gesamtzahl der Gefangenen gemacht. Wenn man einen Bestand von rund 300 000 annimmt, so hat man jedenfalls gar nicht zu hoch gerechnet.

Etwa $\frac{2}{3}$ von dieser Zahl können der protestantischen Konfession zugerechnet werden. Das ergibt für mich eine grosse Gemeinde, die zudem so weit verstreut ist!

Der Tag wurde beschlossen mit einem privaten Besuch.

Dass die französische Regierung den seelsorgerlichen Dienst an den deutschen militärischen Kriegsgefangenen zulässt, findet nicht die Zustimmung jedes Franzosen.

Das habe ich eben gemerkt bei einem Besuch einer Persönlichkeit, welche einerseits in Kreisen der Technik, um grosser beruflicher Tüchtigkeit willen, andererseits unter den französischen Protestanten wegen ihres Verständnisses für religiöse und kirchliche Dinge, hohes Ansehen geniesst. — Ich hatte Grüsse aus schweizerischer Verwandtschaft zu überbringen, wo man annahm, dieser von vielen mit Grund so geschätzte Mann würde mit mancherlei gutem Rat die Ausführung meiner nicht leichten Aufgabe fördern können und auch wollen.

Ich selber stellte meine Erwartungen nicht ganz so hoch, und es war besser so. — Denn es wurde mir gleich grosse Verwunderung, ja Bedauern darüber ausgesprochen, dass von der Schweiz aus (der Heimat seiner Vorfahren) denen, die zu so ungerechtem Kriege in Frankreich eingebrochen seien, solche seelsorgerliche Fürsorge zuteil werden solle. Das sei des Guten doch zu viel! Recht und Gerechtigkeit seien doch ganz offenkundig auf Seiten Frankreichs und seiner Verbündeten. Dieser Seite werde dann auch durch höhere Fügung der Sieg zufallen. — Er ist davon so fest überzeugt, dass er von der kommen-

den Einrichtung einer französischen protestantischen theologischen Fakultät in Strassburg, als von etwas schon ganz Feststehendem redet, obwohl ja diese Stadt zur Zeit noch zu Deutschland gehört und ziemlich fest in deutschen Soldatenhänden ist. — Dem so zuversichtlichen, entschiedenen Bekenntnis zu Frankreich bei diesem Herrn, der als Artillerie-Oberstleutnant der Reserve (dem Munitionsministerium zugeteilt) im Heere steht, dem kann ich schon nachkommen, jedoch weniger verständlich erschien mir zunächst seine entschiedene Ablehnung jeglichen Dienstes der Barmherzigkeit gegenüber den nicht mehr kämpfenden, gefangenen Landesfeinden. Aber da musste ich dann folgende Erwägung machen: Angenommen, die Deutschen hätten nicht nur nach Frankreich, sondern auch zu uns in die Schweiz die Not und Verwüstung des Krieges gebracht und es wären dabei eine Anzahl von ihnen bei uns in Kriegsgefangenschaft geraten, würden da nicht manche Schweizer nur mit Missbilligung, jedenfalls ohne irgendwelche Ermutigung, dem zusehen, was etwa von auswärts (sagen wir, von Holland) zur Erleichterung des Loses dieser bei uns Gefangenen getan würde. — Solche Ueberlegung kann vor zu raschem Urteil gegenüber diesem nicht gerade gefangenenfreundlichen Franzosen bewahren. Dann ist noch zu bedenken, dass einer seiner vielversprechenden Söhne auf dem Schlachtfeld sich verblutet hat, ein Sohn, der noch im Leben drin stünde, ohne den von Deutschland her gekommenen Krieg.

Paris, 27. Juni 1916.

Ein neuer Versuch, vom Ministerium des Innern, dem die deutschen Zivilgefangenen unterstellt sind, die Erlaubnis zur Fürsorge auch für diese Art von Gefangenen zu erlangen, ist nicht geglückt. Es ist wohl möglich, dass der Widerstand vom Minister des Innern selber herrührt, der als Vertreter einer scharf antikirchlichen Politik bekannt ist und dem schon aus solchem Grunde die Zulassung von Geistlichen zu diesen Gefangenen als unnötig und unerwünscht vorkommen mag.

P. de Courten und ich werden uns aber mit diesem abschlägigen Bescheid jedoch nicht zufrieden geben können. Gerade diese besondere Kategorie von Gefangenen ist zu sehr des Interesses bedürftig. Es sind viele unter ihnen, welche seit Jahren, oder gar seit Jahrzehnten in Frankreich ansässig sind und denen dieses

Land fast zur zweiten Heimat geworden ist. — In diesem Land nun als Feind behandelt zu werden, muss ihnen als etwas Sinnloses und schwer Erträgliches vorkommen.

N. B. Noch während der Dauer meiner Tätigkeit in Frankreich erlebte ich es, dass der einstige Innenminister M., auf dessen Machtwort die Türen zu den Zivilgefangenen uns längere Zeit verschlossen geblieben waren, nun selbst Gefangener war und auf der Anklagebank sass, unter der Anschuldigung des Landesverrats. — Das allerdings zu Unrecht.

Es zeigt aber, wie in der Kriegszeit der Weg vom Minister-Palast zum Gefängnis manchmal ein unheimlich kurzer war.

Erste Berührung mit den Kriegsgefangenen

Paris, 28. Juni 1916.

Nun hat die Arbeit unter den Militärgefangenen ihren Anfang nehmen können. — Das bei den Verwundeten, die im grossen Militärspital Val de Grâce untergebracht sind.

Es war ein verwundertes, erfreutes Aufleuchten auf manchen Gesichtern wahrzunehmen, als da unerwartet einer in der Sprache der Heimat sie anredete. Nach Begrüssung der Einzelnen habe ich dann im grossen Lazarettssaal eine Art von Gottesdienst abgehalten, dem freilich äusseres Dekor und feierliche Aufmachung ziemlich fehlten. Dies schon dadurch, dass während meiner Ansprache die Austeilung der Nachmittagsverpflegung stattfand. Aber diese, gleichzeitig mit der geistlichen Nahrung, dargereichte Leibesverpflegung gab mir willkommenen Anlass, festzustellen, dass die Beköstigung der Gefangenen eine quantitativ und qualitativ gute ist.

Das anerkennen diese auch selber, rühmen auch die sorgfältige Behandlung durch einen tüchtigen französischen Chirurgen. Sie haben den Eindruck, dass in dieser Beziehung alles nötige und mögliche für sie getan wird. — Für einen der Verwundeten ist, wie ich wahrnehmen konnte, ein ziemlich komplizierter, jedenfalls nicht billiger orthopädischer Apparat beschafft worden, der die Heilung befördern soll.

Ich hörte Klage nur über eine Sache: dass gelegentlich der eine oder andere französische Sanitätssoldat Unfreundlichkeit spüren

lasse. — Das weibliche Pflegepersonal sei aber rücksichtsvoll und tue seinen Dienst mit Zartheit und Hingebung.

Beim Verlassen des Spitals wird mir mitgeteilt, dass der Chefarzt, Sanitätsoberstleutnant D., mich zu sprechen wünsche. Er legt mir ein von der deutschen Regierung der ganzen Welt übermitteltes Radiotelegramm vor. Dasselbe enthält die Aussage einer nordamerikanischen Krankenpflegerin: Die deutschen Verwundeten im Militärspital Val de Grâce würden von den Franzosen punkto Verpflegung und ärztliche Besorgung unverantwortlich vernachlässigt. Die Amerikanerin will das selber wahrgenommen haben, als sie in den ersten Kriegswochen in dieser Abteilung aushilfsweise tätig war.

Der Chefarzt möchte nun meine Meinung betreffend diese Beschuldigung haben.

Ueber die Zustände, welche bei Kriegsbeginn, vor fast zwei Jahren, beim übergrossen Andrang von Verwundeten, hier vorhanden gewesen sein mögen, konnte ich natürlich kein Urteil abgeben. Aber ich äusserte mich über das, was ich jetzt eben selbst gesehen und von den deutschen Verwundeten gehört hatte — und das konnte ja wirklich hauptsächlich gutes sein. „Wollen Sie das, was sie da sagten, auch schriftlich niederlegen, deutsch und französisch?“ frug der Chefarzt. Dieser Bericht soll dann als Antwort an Deutschland ebenfalls funkentelegraphisch verbreitet werden.

Das ist nun schon eine etwas heikle Sache, und es ist wahrscheinlich, dass ich es mit dieser schriftlichen Erklärung, die wohl überlegt sein muss, schliesslich niemandem ganz recht machen kann.

Aber ich konnte nicht gut einfach nein sagen.

Der Heimweg führte mich an der Kathedrale Notre Dame vorbei, wo gerade eine Gedächtnisfeier stattfand für den bekannten bei Verdun mit der Mehrzahl seines Chasseur-Regiments gefallenen Obersten Driant.

Da konnte ich einen Begriff bekommen, wie Frankreich seine Toten ehrt. — In der rednerisch sehr bedeutenden Gedächtnisansprache des katholischen Feldpredigers mit dem Grundgedanken „L'âme française“ war der patriotische Einschlag sehr gross und der religiöse schien mir eher etwas in den Hintergrund gerückt zu sein. — Vielleicht fast zu sehr.

Doch, die Kritik ist da leicht. Und schwer ist es, selber in solcher Lage und für solche Aufgabe immer die einigermaßen untadelige Lösung zu finden.

Paris, 29. Juni 1916.

Der Bericht, den ich dem Chefarzt überbrachte, hat die Note: „C'est très neutre“ erhalten. Das wollte wohl auf deutsch bedeuten, das Lob hätte noch etwas reichlicher aufgetragen sein können.

Doch hatte ich wirklich mit der Anerkennung nicht gespart und viel gutes gesagt. — Noch mehr dessen hätte nach meinem Gefühl der Sache nur schaden können; wenn gar viele Superlative verwendet worden wären, hätten die Neutralen und erst recht die Deutschen hinter dieses Zeugnis über die Behandlung der verwundeten Gegner leicht ein Fragezeichen setzen können.

Wenn es allem nach nicht ganz so leicht ist, es den „Grossen“ immer ganz nach Wunsch zu machen, so gibt es doch zum Glück, wie ich immer wieder auch hier erlebe, manche Gelegenheit, den „kleinen Leuten“, auch unter den Franzosen, manches zu lieb zu tun und diesen und jenen Dienst zu erweisen. Von verschiedenen Pflegern und Pflegerinnen um meine Mithilfe gebeten bei den Nachforschungen nach kriegsvermissten Angehörigen, habe ich mich bereits dieser Anliegen etwas annehmen können.

Paris, 30. Juni 1916.

Das war heute beim Gesandten eine interessante Tischgesellschaft: eine Art Auslese unserer Führer auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet, die zu Unterhandlungen mit der französischen Regierung gekommen sind: die Nationalräte Ador, Chuard, Alfred Frey, der „Bauernkönig“ Laur und noch einige andere.

Das Tischgespräch drehte sich meist um etwas harmlosere Dinge, als um die laufenden diplomatischen Verhandlungen, aber aus einigen gefallenem Bemerkungen und spätern weitem Mitteilungen des Gesandten geht hervor, dass unsere Unterhändler einen schweren Stand haben und dass, wenn vorher die Grossmacht Deutschland uns seine Grösse und unsere Kleinheit spüren liess, die Gegenpartei (die Alliierten) jetzt so ziemlich exakt das gleiche tun. Beide Parteien glauben, im Interesse ihrer Kriegsführung nicht anders zu können.

Romorantin b. Orléans, 1. Juli 1916.

Nun hat der Monatsanfang die Möglichkeit der Ausreise in die Militärgefangenen-Lager gebracht.

Mit P. de Courten, meinem katholischen Missionskollegen, ist die Verständigung getroffen worden, dass ich jetzt die Lager im Centre de France und dann in der Bretagne besuche, während er in andern Landesteilen seines Amtes waltet. Das war eine schöne Fahrt durch das Gelände, das man den „Garten Frankreichs“ oder auch die „Kornkammer Frankreichs“ nennt. Ein grosses Getreidefeld nach dem andern — und, was zwar den Landwirt nicht gerade freuen mag, was aber schön anzuschauen ist: alle stark mit Kornblumen und Mohn durchsetzt. So stark, dass man, wenn der Wind über die Felder wehte, den Eindruck einer blau-roten, wogenden Flut bekam.

Die Reisegesellschaft bis Orléans bestand aus einem ältern Ehepaar, das etwas feines, gediegenes an sich hatte, und das bald ein Gespräch anfang. Dasselbe hatte mit beiden einen freundschaftlichen Charakter, bis zu dem Augenblick, da ich mich als Schweizer zu erkennen gab. — Da erklärte der Herr temperamentvoll: „Vous êtes beaux en Suisse avec votre Colonel de Sprecher (ausgesprochen: Sprékère); on ne nous verra plus jamais faire un séjour en Suisse allemande. Nous boycotterons à l'avenir complètement cette partie de la Suisse, qui est tout à fait pour les Boches.“

Dieser Ausfall galt der sog. Obersten-Affaire, bei der, in seiner ritterlichen Art, Oberst v. Sprecher, ohne die Missgriffe seiner Untergebenen zu billigen, sich für dieselben doch ziemlich weitgehend eingesetzt hatte. — Ich sagte zunächst nicht gerade viel, um dem Herrn etwas Zeit zur Beruhigung zu geben. Da griff die Dame ein und, in feiner Weise, ohne ihrem Mann direkt Unrecht zu geben, suchte sie das Gespräch nach einer andern Richtung zu wenden.

Beim Abschied in Orléans drückte sie mir herzlich die Hand mit den Worten: „Vous remplissez une belle tâche ici en France.“ — „Es ist eine schöne Aufgabe, für die Sie nach Frankreich gekommen sind.“ Im Gefangenenlager von Orléans klingt beim französischen Kommandanten der versöhnliche Ton, welchen diese Dame angeschlagen hatte, weiter:

Er erzählt, wie der Krieg ihm den Verlust seines Sohnes ge-

bracht habe, der an seiner Seite in der Schlacht gefallen sei; aber dafür mache er die ihm unterstellten deutschen Kriegsgefangenen nicht verantwortlich; er bemühe sich, sie menschlich zu behandeln und erschwere ihnen ihr Los nicht unnötig.

Ganz anders tönte es nun aber hier, beim Platzkommandanten des Orléans benachbarten Waffenplatzes Romorantin, bei dem ich mich wegen Besuch des hiesigen Gefangenenlagers noch angemeldet habe. — Bei ihm hiess es: „Nous ne pardonnerons jamais aux Boches le mal, qu'ils nous ont fait.“ „Wir werden den Deutschen nie all das Unheil, das sie bei uns angerichtet haben, verzeihen können.“

Eine ungewöhnliche Kanzel

Orléans 2. Juli 1916.

Nach den Gottesdiensten, welche ich heute in den Gefangenenlagern von Romorantin und Orléans gehalten habe, beschäftigt mich stark die Frage: Habe ich wohl das richtige Wort in meinen Ansprachen gefunden und etwas von dem bieten können, was diesen Leuten nötig war? Habe ich mich schon genügend in die Bedürfnisse und Nöte dieser besondern Art von Menschen hineinversetzen können?

Hier in Orléans hatte ich noch mehr, als in Romorantin, das Gefühl, in einem gewissen seelischen Kontakt mit den Zuhörern zu sein, die recht aufmerksam zuzuhören schienen. Die äussern Umstände dieses letzten Gottesdienstes waren zwar sehr primitive. Gottesdienstraum war eine grosse Werkzeugbarake, natürlich ohne Bänke, und als Kanzel diente eine Stossbähre, auf die ich mich stellte. — Auf Wunsch der Gefangenen wurden die Lieder „Harre, meine Seele“ und „Ein' feste Burg ist unser Gott“ gesungen. Da nach deutschem, jedenfalls soldatischem, Brauch, einstimmig gesungen wurde, sangen (im Gegensatz zu unsern Verhältnissen) so ziemlich alle mit, und es klang recht kräftig. Es schien eben bei manchen auch ein innerliches Mitsingen und Mitklingen da zu sein. — Nach dem Gottesdienst traten manche zu mir zu kräftigem Händedruck und einem kurzen Dankeswort.

Bei den nachfolgenden Besprechungen mit den Einzelnen kamen — es ist das wohl zu begreifen — auch noch andere Anliegen, als die speziell religiösen, zum Ausdruck.

Dem Leibe wäre von Zeit zu Zeit Ersatz der Gewandung nötig. Aber dazu gelangt der Kriegsgefangene nicht so leicht. Schon deshalb, weil er ja ohne Verdienst oder Sold ist. Kann man ihm von zu Hause etwas schicken, so geht es oft lange, bis die Sendung da ist. Uebrigens nicht jeder hat Angehörige, die ihn mit dem Nötigen versorgen können. Und wenn auch in dieser Beziehung schliesslich das Notwendigste da ist, so sollten die genügenden Möglichkeiten geboten sein, Oberkleider und Unterkleider — und auch den eigenen Leib immer wieder sauber zu erhalten. In beiden Lagern scheint es aber mit den Wascheinrichtungen noch etwas knapp bestellt zu sein.

Auch von den mehr geistigen Bedürfnissen war die Rede. Es ist für den gefangenen Soldaten Arbeits-Nötigung da. Es gibt aber auch arbeitsfreie Stunden. Für dieselben sollten aber noch mehr Unterhaltungsmittel da sein: Spiele, Bücher, Musik-Instrumente, auch Räume, in denen man in der freien Zeit sich aufhalten, sich unterhalten, schreiben, lesen, dies und das für die Weiterbildung tun kann.

Die Verpflegung ist auch zur Sprache gekommen. Im Lager Romorantin beklagte sich einer in aufgeregtem Ton und mit stärkstem Nachruck über das „miserable Essen“. Da nahm mich der deutsche Lagerführer, ein Feldwebel, bei Seite und korrigierte: „Manche Beschwerde, die Sie hörten, ist leider zutreffend, aber die Reklamation wegen des Essens, die stimmt nicht. — Darüber haben wir wirklich nicht zu klagen. Der Mann, welcher das doch tat, ist ein ewig Unzufriedener, der schon vor der Gefangenschaft, im Dienst, immer über etwas zu schimpfen hatte.“

Es gilt also wohl auch betreffend die Behandlung und die Zustände in Kriegsgefangenenlagern die alte Regel: „Eines Mannes Rede ist noch keine Rede; man muss sie hören alle Beede.“

Auf der nächtlichen Fahrt nach Paris kreuzte unser Zug einige lange, starkbesetzte Verwundetenzüge, die von der Front her kamen.

Das vor einigen Tagen begonnene Ringen an der Somme scheint viele Opfer mit sich zu bringen.

Paris, 3. Juli 1916.

Die Zeitungen berichten von ausgesprochenen Erfolgen der englisch-französischen Offensive an der Somme. Aber es ist auffallend, wie wenig von Hurrah-Stimmung darob in der Bevölkerung bemerkbar ist. Jetzt zeigt, so weit ich das beobachten kann, das französische Volk merkwürdig viel Haltung; sowohl, wenn das Kriegserfolgs-Barometer steigt, als wenn es fällt, sowohl am guten Tage, wie auch am bösen. — Das ist deutlich anders, als es während des Krieges 1870/71 in Paris gewesen sein muss

Paris, 5. Juli 1916.

Im Lazarett Val de Grâce habe ich eine ziemliche Vermehrung des Bestandes der deutschen Verwundeten vorgefunden. Es sind meistens Bayern, die an der Somme mitgekämpft haben. — Der gute Eindruck, welchen ich bei den ersten Besuchen von der Verpflegung und ärztlichen Behandlung der Kriegsgefangenen in diesem Militärspital bekommen habe, wird bekräftigt.

Paris, 6. Juli 1916.

Auf dem Wege zum Kriegsministerium, der mich am Dome des Invalides vorbeiführte, bin ich gerade dazu gekommen, wie in der Vorhalle des Domes eine feierliche Uebergabe von Kriegsauszeichnungen an französische Verwundete und an Angehörige von Gefallenen stattfand. Unter diesen Letztern war auch eine junge, schwarzgekleidete Frau mit einem etwa 10jährigen Knaben. Als sie vortraten, richtete der General, welcher der Feierlichkeit vorstand, einige ermutigende, teilnehmende, verständnisvolle Worte noch speziell an den Knaben und legte dann in seine Hand das vom gefallenen Vater auf dem Schlachtfeld verdiente Ehrenkreuz.

Die Unterredung, welche ich heute im Ministerium des Auswärtigen mit dem Abteilungschef, Herrn H., hatte, betreffend Zulassung zu den Zivilgefangenen, hat diese Angelegenheit vielleicht noch nicht sehr gefördert, aber die Aussprache war nach einer andern Seite wichtig. — Dieser Herr sprach mit grosser Offenheit in allgemeiner Weise von all den Klippen, von denen eine so eigenartige, delikate Mission, wie die unserige, umgeben und bedroht sei; im Speziellen äusserte er sich über die Umstände, unter denen der frühere Versuch einer solchen Kriegs-

gefangenenseelsorge rasch gescheitert sei. — Gerade auch aus dieser Eröffnung war wichtige Orientierung zu nehmen, wo und wie in besonderer Weise Fallgruben am Wege zu erwarten und zu vermeiden seien.

Dann kam das Gespräch auch noch auf Gegenstände von etwas weniger heikler Natur.

Herr H. berichtete von Reklamationen deutscher Zivilgefangener betreffend ungenügende Wascheinrichtungen in ihrem Lager. Es seien dann an den Préfet des betreffenden Departements Weisungen abgegangen, sich der Sache anzunehmen und für Abhilfe zu sorgen. Seine Rückantwort an das Ministerium habe gelautet, er halte die fraglichen Einrichtungen in jenem Lager für durchaus genügend. Diese Leute brauchten sich nicht öfters zu waschen und nicht öfters ein Bad zu nehmen, als er selber das tue. Das sei bezeichnend, meint Herr H., für die im allgemeinen vorhandene französische Wasserscheu, die er selber aber nicht teile. In diesem Stück, punkto Bedürfnis nach leiblicher Sauberkeit, halte er selber es mit den Deutschen, freilich auch nur in diesem einzigen Stück.

Auf der Esplanade des Invalides sah ich auf dem Heimweg mehrere Kolonnen englischer Militär-Sanitätsautos aufgestellt, die zur französischen Armee von Verdun abgehen, aber vorher noch vom Präsidenten der Republik besichtigt werden sollten. — Die Wartezeit auf diesen hohen Besuch wurde vom Abteilungskommandanten damit ausgefüllt, dass er in freundlicher Weise den schweizerischen Feldprediger zur Besichtigung einlud, worauf dann ein anwesender Pressephotograph unter falscher Voraussetzung gleich seinen Apparat in Funktion setzte. — Wie mag es da wohl bei uns stehen? Ist wohl unsere Militärsanität eingerichtet und ausgerüstet für den motorisierten Transport so grosser Verwundetenbestände, wie sie dieser Krieg meist mit sich bringt?

Es mag auch nach dieser Seite eine gnädige Fügung sein, dass es bei uns noch nicht zum Ernstfall gekommen ist.

Tapfere französische Frauen

Paris, 9. Juli 1916.

Das war heute ein ausgefüllter Sonntag, so sehr, dass alle hauptsächlichsten Mahlzeiten verpasst wurden und die Verpflegung

sich auf eine Tasse Kaffee mittags und einen Teller Suppe am Abend beschränkte. Ein solcher Fastentag zur Seltenheit ist übrigens sehr gut auszuhalten. Es gibt ja jetzt viele an den Fronten und hinter der Front, die sind in dem Stück viel übler dran.

Den Vormittag verbrachte ich im Gefangenenlager von Etampes, wo zugleich ein grosses Fliegerzentrum ist. — Das mag ein nicht zufälliges Zusammentreffen sein. Die Deutschen Gefangenen sollen wohl eine Art Abwehrvorrichtung sein gegen deutsche Fliegerangriffe auf die wichtigen französischen Militäreinrichtungen in der Nähe.

Bei dem im Freien abgehaltenen Gottesdienst fiel mir wieder die Mächtigkeit und Kräftigkeit des einstimmigen Gesanges auf, an dem fast jedermann sich irgendwie beteiligte.

Das war wieder einmal Männergesang (wenn ja auch vielleicht nicht gerade Kunstgesang), Männergesang, den man bei uns eigentlich nur an seltenen Gesangfesten (dann allerdings ja vierstimmig) hört, aber so „zgrechtem“ sonst nicht, weder in Kirchen, noch bei Volksfesten, noch bei Feldgottesdiensten, noch auf dem Marsche.

Gesungen wurde unter anderem wieder — nach dem Wunsch der Gefangenen-Gemeinde —: „Harre meine Seele“.

N. B. Diese Kriegsgefangenen-Gemeinden, die ein besonderes und nicht unbegreifliches Verlangen nach diesem Liede hatten, konnten damals noch nicht wissen, dass in kommender Zeit Kirchengesangsfachleute diesem Liede seine Existenzberechtigung in einem Kirchengesangsbuch für das jetzige und das kommende Kirchenvolk gänzlich absprechen würden. —

Der Bibliothekar der Lagerbibliothek sprach davon, dass Bücher religiösen, oder intellektuellen Inhalts ziemlich selten verlangt würden. — Das mag zum Teil an der innern Einstellung und an der seelischen Verfassung vieler Gefangener liegen, aber auch an äussern Umständen.

Im ganzen Lager habe ich kein Plätzlein gesehen, wo es in einer stillen Sonntagsstunde, oder einer arbeitsfreien Werktagsstunde möglich wäre, sich einigermaßen ungestört und ruhig in ein Buch zu vertiefen, das eine gewisse Konzentration und Sammlung verlangt.

Im Krankenquartier habe ich ziemlich lange am Bett eines

Mannes geweilt, bei welchem mir die Bedrücktheit der Seele noch grösser zu sein schien, als die Krankheit des Leibes.

Die letzte Kriegsgefangenenpost hatte ihm aus der Heimat die Nachricht gebracht, seine Frau habe plötzlich, ganz schwer erkrankt, zu einer lebensgefährlichen Operation von den Kindern weg ins Krankenhaus gebracht werden müssen. Der Brief mit dieser Nachricht war einen ganzen Monat unterwegs gewesen.

Was kann in dieser Zeit alles geschehen sein! Lebt seine Frau überhaupt noch? Wenn sie gestorben ist, was ist dann aus den Kindern geworden? Mit dieser Frage quält er sich in jeder Stunde des Tages und in mancher schlaflosen Nachtstunde. — Und all das ist natürlich nicht förderlich für die Herstellung von seiner ziemlich schweren körperlichen Erkrankung.

Eine besondere Seite der Kriegsgefangenschaftsnot ist mir da nachdrücklich entgegengetreten.

Anfänglich mag der Kriegsgefangene, vor allem der gewöhnliche Soldat, seine Gefangennahme eher als eine Verbesserung seines Geschickes ansehen: Er ist der Hölle des Kriegsschauplatzes, wo der Tod täglich oder gar stündlich ihm drohte, entronnen; er hat sein Leben wieder in seinen Händen; er darf auf spätere wohlbehaltene Rückkehr zu den Seinen hoffen. Aber nach und nach tritt dieses Gefühl des Geborgenseins in den Hintergrund. Der Gefangene merkt immer mehr, was die Gefangenschaft negativ, nach der unguten Seite, bedeutet: Trennung, Scheidung von drei so wichtigen Lebenskreisen: Von Familie, Beruf und Heimat. Der Frontsoldat kann doch noch hie und da auf Urlaub nach Hause gehen, und so den Zusammenhang mit Familie und Heimat einigermaßen aufrecht erhalten. Dem Kriegsgefangenen hingegen ist jeder persönliche Verkehr unmöglich geworden, was besonders für den Verheirateten, den Familienvater, eine schwere Sache ist. Er erfährt oft von allerlei Schwierigkeiten, die zu Hause entstehen, von drohendem Zusammenbruch der Familie, muss aber das alles geschehen lassen, ohne aus der Ferne irgendwie dem Unheil wehren zu können. — Je länger die Gefangenschaft dauert, desto schmerzlicher wird dieses Herausgerissensein aus allen normalen Lebensverhältnissen empfunden.

Etwas noch besonders Bedrückendes bei der Kriegsgefangenschaft ist ihre Unbegrenztheit. — Fast jeder Gefangene anderer Art kennt die Zahl der Jahre, oder Monate seiner Haft; er kann

(wenn er nicht ein Lebenslänglicher ist) sich den letzten Tag des Eingeschlossenseins genau errechnen. — Solche trostbringende Möglichkeit, das Gefangenschaftsende genau ausrechnen zu können, ist aber nun gerade für die Kriegsgefangenen, so wie die Dinge jetzt noch stehen, leider nicht vorhanden. — Vielleicht ist seine Gefangenschaft nach einem Jahr, vielleicht aber auch erst nach zehn Jahren zu Ende!

Der Nachmittag dieses Sonntags wurde zum Besuch von Gefangenen-Arbeitskommandos verwendet, von Gefangenengruppen, die bei Privaten in landwirtschaftlichen oder industriellen Betrieben beschäftigt und auf längere Dauer dort untergebracht sind.

Diese Leute scheinen mir fast in jeder Beziehung besser daran zu sein und seelisch und gesundheitlich leichter durchzukommen, als diejenigen, welche hinter Stacheldrahtzäunen in eigentlichen Lagern in grössern Beständen gefangen gehalten werden. Das Leben auf den Arbeitskommandos, gerade auf den Bauernhöfen, bringt doch viel mehr Bewegungsfreiheit und Abwechslung mit sich und ist einer normalen Tätigkeit und Existenz viel mehr angenähert, als das Leben im grossen Gefangenenlager.

Dieser Gang durch das schöne Gelände um Etampes, das noch zur Kornkammer Frankreichs gehört, hat mich auch mit Vertretern der französischen Bevölkerung in Berührung gebracht; das in erfreulicher und auch weniger erfreulicher Weise.

Da war die Schlossbesitzerin von Gravelles, wo sich eine Gefangenengruppe befindet, die bei der Bearbeitung des grossen Gutes aushilft. Nach dem Tode ihres Mannes hat sie, anstatt untätig ihrem Schmerz zu leben, ihren schönen Landsitz in ein Hilfslazarett umgewandelt und den französischen leichter Verwundeten und Rekonvaleszenten, die da sind, nicht nur ihre Räume, sondern auch den grössten Teil ihrer Zeit und ihrer Arbeitskraft zur Verfügung gestellt. — Nachdem ich einige Zeit den deutschen da stationierten Gefangenen gewidmet, die gut untergebracht und gepflegt sind, brachte mich die Dame in ihrem Auto zur Ferme Villeneuve, wo eine andere tapfere Französin zu Hause ist, eine noch junge Bauernfrau, welche, seitdem ihr Mann im August 1914 von heute auf morgen alles im Stich lassen musste, um einzurücken, die Bewirtschaftung des grossen Heimwesens von zirka 400 Jucharten leitet. Sie unterzieht sich ihrer Aufgabe mit

einem auffallend getrosten Sinn, ohne viel jammervolle Worte über die nicht leichten Verhältnisse.

Einige schlichte Worte liessen darauf schliessen, dass ein starkes, reelles Gottvertrauen viel dazu beiträgt, dass sie so im Gleichgewicht bleiben kann, trotzdem in ihren äussern Lebensumständen so vieles ganz aus der gewohnten Ordnung gekommen ist. — Ihr Mann wird ihr noch während langer Zeit nicht beistehen und zum rechten sehen können, da er in Gefangenschaft geraten ist. Das Anliegen der Schlossherrin, die in ganz natürlicher, herzlicher Weise mit der Bauernfrau verkehrt und für ihre schwierige Lage viel Verständnis zeigt, ist das, dass ich doch das Mögliche für diese Familie tun möchte, vielleicht durch Erwirkung einer vorzeitigen Freilassung dieses Hausvaters. Das ist nun allerdings noch nie bewilligt worden. — Aber vielleicht könnte auf Grund eines gegenseitigen Abkommens unter den Kriegführenden für alle seit bald zwei Jahren gefangenen Familienväter die Heimkehr schliesslich ermöglicht werden.

Auf das ist ernstlich und beharrlich hinzuarbeiten. —

Vor meinem Weggehen gönnte ich mir einen Blick in die Ställe. Da waren wohl viele Schafe, zehn Pferde von kräftigem Percheron-Schlage; aber keine einzige Kuh war zu sehen. Die Bäuerin erklärte, sie habe schliesslich die Kuhställe leeren müssen, weil kein zuverlässiger, kundiger Melker mehr zu finden gewesen sei und die Tiere wegen ungenügender Besorgung krank geworden seien.

Nun muss auf diesem grossen Bauerngut jeder Liter Milch gekauft werden!

Hier und dann im Schloss wollte man mich an einen gastlich gedeckten Tisch nötigen, aber es langte nur gerade zu einem Teller guter französischer Suppe. — Rasch musste ich weiter. — Eine weniger erquickliche Begegnung dieses Tages war die mit dem Maire (Gemeindepräsident) von M., mit dem ich zusammentraf, als ich die in seiner Grossmühle beschäftigten Gefangenen aufsuchte.

Er sprach von denselben in ihrer Gegenwart als von einem „*Tas d'assassins et incendiaires*“ — „einer Mörder- und Brandstifterbande“. Mir deutete er an, ich könne ebensogut ein Spion sein im Dienste Deutschlands, als etwas anderes. Allem nach hatte er punkto Lebensart und anständige Manieren nicht im

gleichen Masse, wie er sein Vermögen vermehrt hatte, Fortschritte gemacht. Nachdem er dann von meinen amtlichen Ausweisen Kenntnis genommen hatte, beruhigte er sich ein wenig.

Als ich noch vernahm, dass sein einziger Sohn im Kriege schwer verwundet worden war, wurde mir manches in seiner seelischen Verfassung und an seinen Temperamentsausbrüchen etwas erklärlicher — und für mich persönlich konnte ich das nicht tragisch nehmen, aber die von ihm abhängigen Gefangenen taten mir doch leid, die ja persönlich nicht verantwortlich sind für diesen Krieg und alles Unheil in seinem Gefolge.

Paris, 12. Juli 1916.

Bei unserm Gesandten eingeladen. Nach dem Essen hat er das Gespräch auf seinen frühern Militärdienst-Kameraden, den hochbefähigten einstigen Generalstabschef Alphons Pfyffer, gebracht. Der habe einmal gegenüber ihm die Äusserung getan, in einem kommenden Weltkrieg würden zunächst am Anfang desselben, dann aber noch ein zweitesmal, gegen den Schluss desselben, besonders kritische Zeiten für die Schweiz sich einstellen.

Gegen den Schluss des Krieges deshalb, weil dann von beiden Kriegsseiten die Entscheidung um jeden Preis gesucht werden würde, unter Umständen schliesslich durch Neutralitätsverletzung und Durchmarsch durch eines der neutralen Nachbarländer, um so dem Gegner in eine weniger geschützte Flanke, oder in den Rücken zu gelangen.

N. B. Diese Voraussage des weitblickenden Strategen hat durch die Geschehnisse, durch die Entwicklung des Weltkrieges, eine ziemlich weitgehende Bestätigung erfahren. Gerade auch das, was er von den möglichen Bedrohungen gegen Kriegsende sagte

Wenn je eine Feindesumgehung durch die Schweiz hindurch von den einen oder andern Kriegsgegnern erwogen wurde, so war das wohl im dritten Kriegsjahr der Fall (in den ersten Monaten von 1917), als alle andern Möglichkeiten, sich Luft zu schaffen, erschöpft schienen. —

Der Gesandte sprach dann noch von diesem und jenem, das mich die besondern Schwierigkeiten ahnen liess, die sich für die diplomatischen Vertreter neutraler Länder in einem Kriegslande immer wieder einstellen.

All ihr Tun und Lassen wird auf der Goldwage gewogen und mit sehr kritischem Blick gemessen. — Das war, wie ich aus einer besondern Quelle weiss, noch ganz besonders bei Kriegsausbruch der Fall, wo hier in Paris genaueste Notiz genommen wurde von jedem Zeichen kollegialer Höflichkeit, das dem abgehenden deutschen Botschafter, nach sonst üblichem diplomatischen Brauch, von diplomatischen Vertretern neutraler Länder noch erwiesen wurde.

Paris 14. Juli 1916.

Heute ist Fête nationale und alle Regierungsgebäude auf denen ich öfters zu tun habe, sind geschlossen. Da habe ich mir einen Teil des Truppendurchmarsches in den Champs Elysées angesehen. Wenn die Kavallerieabteilungen durchritten, hätte man ob dem Anblick der neueingeführten Stahlhelme und der Lanzen denken können, Reiter-Schwadronen aus dem 30-jährigen Krieg, oder aus noch früherer Zeit, vor sich zu haben.

Bei dem zuschauenden Publikum, meistens Leute aus dem „Volk“, fielen zwei Sachen auf: Der gute Humor gegenüber den Unbequemlichkeiten des Wartens im Gedränge. Dann die freundliche Rücksichtnahme auf andere, besonders auf Frauen und Kinder.

Als das Gerücht durch die Reihen ging, es würde anlässlich des Festes eine angenehme Ueberraschung für die Bevölkerung von Paris geben, hörte man eine einfach gekleidete, ältere Frau sagen: „La plus belle surprise serait de voir revenir vivants nos fils tombés sur les champs de bataille.“ (Die schönste Ueberraschung wäre, wenn wir unsere auf dem Schlachtfeld gefallenen Söhne lebend zurückkommen sähen.) Das wurde ohne Verbitterung gesagt, mit einem Ton der Ergebung, der wohlthuend berührte.

In der alten Heimat der Vorfahren

Lager Coëtquidan, Bretagne, 15. Juli 1916.

Nun hat heute die Reise in die Gefangenenlager der Bretagne angetreten werden können.

Die Bretagne hatte ich mir nur als eine grosse Ebene vor-

gestellt, etwa wie das „Grosse Moos“, nur in viel weiterem Ausmasse. Nun bin ich aber auch durch hügeliges Gelände gefahren. Auf manchen Strecken sieht man viel Obstwuchs (vor allem Apfelbäume). Dann kommt auch Weideland. Die weit-
ausgedehnten Getreidefelder, wie man sie zwischen Paris und Orléans trifft, fehlen hier. Boden und Klima werden dafür nicht so geeignet sein.

Coëtquidan, 16. Juli 1916.

Ein Kriegsgefangenen-Orchester begleitete in ganz geeigneter Weise die Choräle beim Gottesdienst.

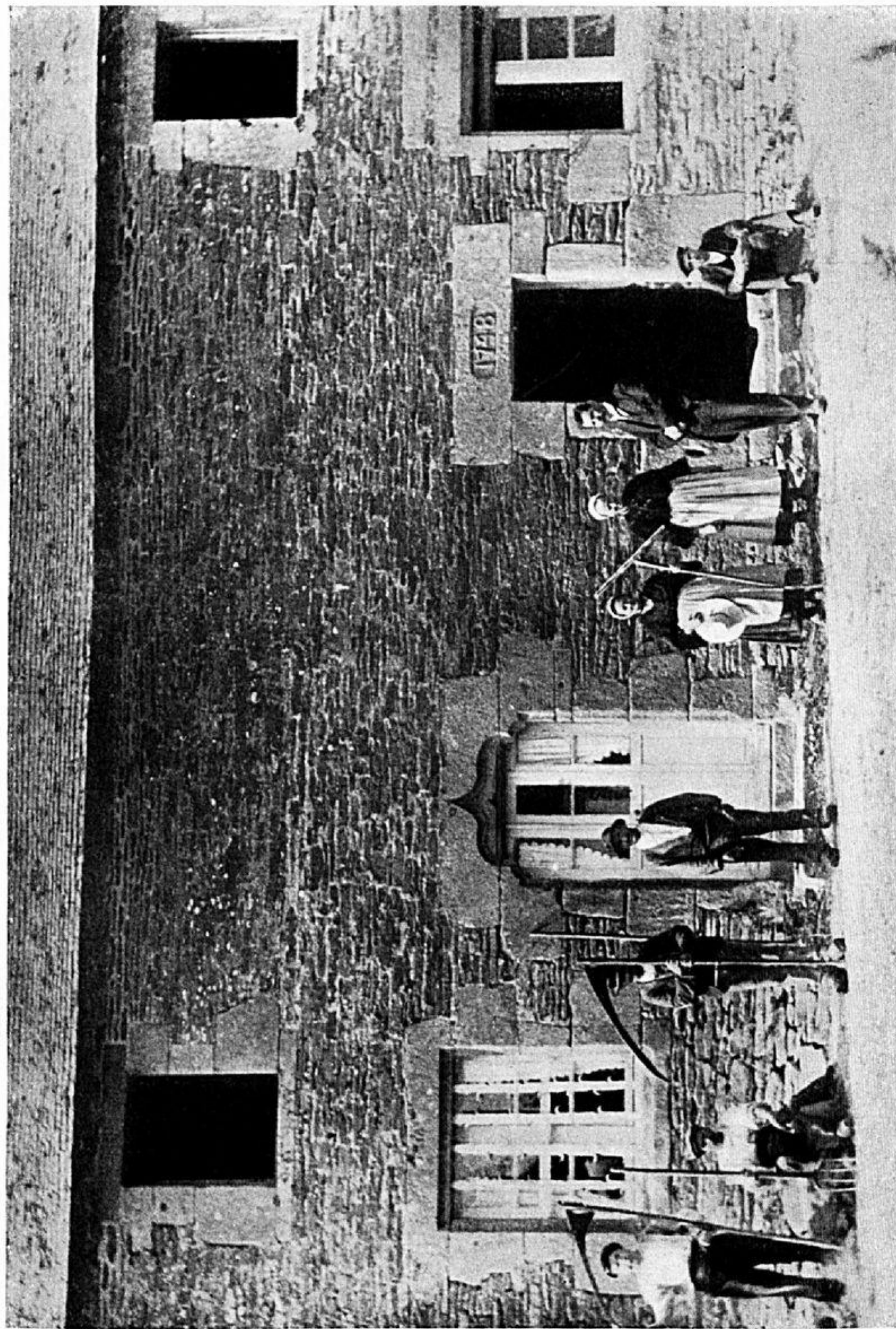
Es waren nachher besonders schwerbedrückte Landsturmlaute, die manches dringende Anliegen vorzubringen hatten, vor allem das, sie möchten für die Internierung auch berücksichtigt werden, nicht nur, wie bisher, die leiblich Erkrankten. — „S^eelenleiden ist noch angreifender als körperliches Leiden,“ sagte einer mit Nachdruck.

In einem vor kurzem erschienenen Büchlein: „Wie sie im Krieg Gott fanden“, wird an Hand von Briefen aus dem Schützengraben, aus Kriegslazaretten, festgestellt, dass es bei diesen und jenen im Zusammenhang mit dem Kriegserleben wirklich auch ein Gotterleben, eine neue Einstellung und Besinnung gegenüber den wichtigsten Lebensfragen gegeben habe, aber mit grosser Nüchternheit und Wahrheit wird weiter festgestellt, dass man die Zahl dieser Gottfinder nicht zu hoch einschätzen dürfe.

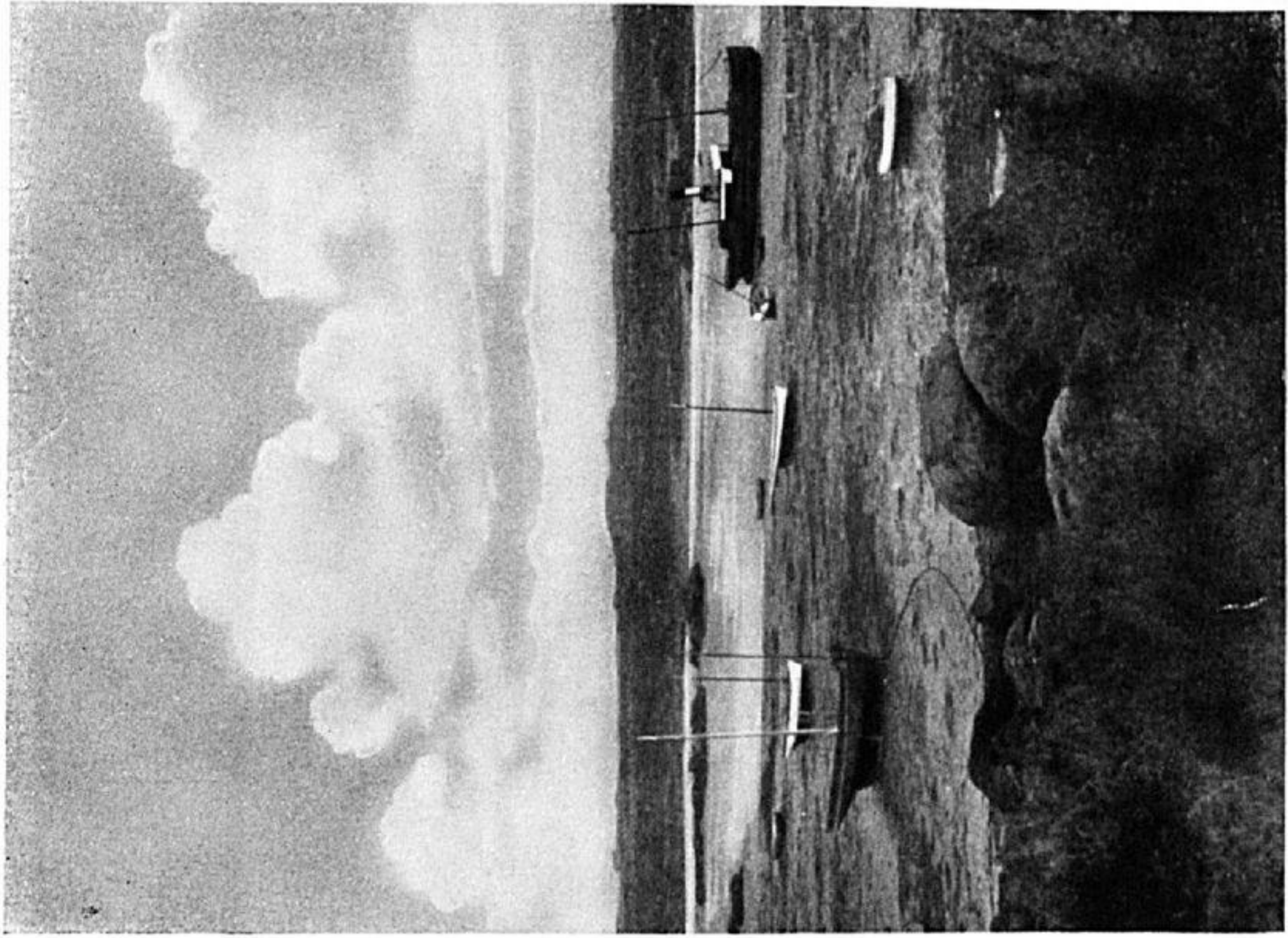
Könnte man auch ein Büchlein schreiben: „Wie sie in der Kriegsgefangenschaft Gott fanden?!

Ich fürchte, die spezielle, schwüle, bedrückende Luft der Gefangenenlager wird im ganzen dem Entstehen und dem Zunehmen religiöser Regungen eher noch weniger zuträglich sein, als die Umstände des eigentlichen Krieges mit seinen erschütternden Erlebnissen von Heimsuchung, aber auch von Verschonung und Errettung es etwa sein mögen.

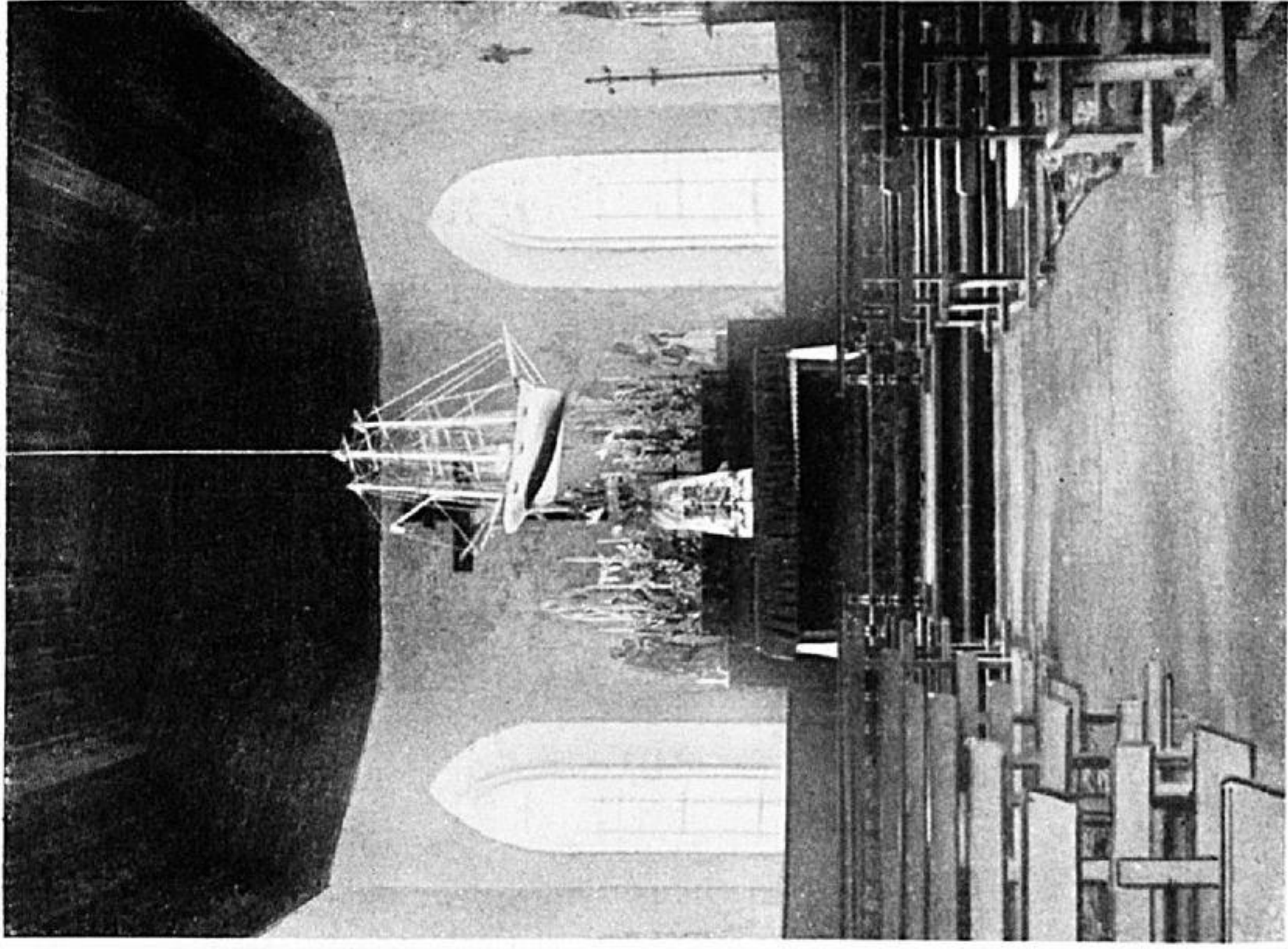
Aber doch auch hier kann einem Gottfremden das Brücklein zu Gott, zu neuer Lebensgrundlage, gebaut werden. — Exempel jener junge Dragonerunteroffizier, mit dem ich hier zusammengetroffen bin und betreffend den ich einiges hier festhalten möchte. Nachdem er mir zuerst manche Anliegen seiner



Das einstige Herrenhaus (Manoir) von Kerven bei Carhaix in seinem jetzigen Zustand
(Seite 39)



Unser kleiner Dampfer an der Küste der Insel Chausey, bei Ebbe
(Seite 61)



Seemanns-Kapelle auf der Insel Chausey
(Seite 61)

Kameraden ans Herz gelegt, wünschte er noch über Persönliches mit mir zu reden: Er sei einziger Sohn einer sehr wohlhabenden und angesehenen Familie, habe es von Jugend auf äusserlich sehr gut gehabt, was aber nicht sehr gut für ihn gewesen; er sei immer mehr zum Sorgenkind für seine alleinstehende Mutter geworden (die leider auch schon anderes Schmerzliche habe erleben müssen). — Durch den Krieg und vor allem durch die ganz bald eingetretene Kriegsgefangenschaft sei er nun aus seinem Genussleben gründlich herausgerissen und aufgerüttelt worden, und er fange an, manches mit etwas anderen Augen anzusehen, auch den der Mutter angehenen Kummer. Er selber könne ihr das nicht gut schreiben, schon wegen der französischen Briefkontrolle nicht. Ob ich das für ihn tun wolle, der Mutter in seinem Namen mitteilen, es sei bei ihm einiges anders geworden und er hoffe, noch manches gegenüber ihr gut machen zu können.

Was der junge, sehr stattliche Dragoner-Unteroffizier da, ohne irgendwelche falsch klingende Ueberschwänglichkeit, ohne Druck von aussen her, sagte und bekannte, das machte den Eindruck der Aufrichtigkeit. — Dasjenige, was ich dann noch ungesucht durch andere über ihn vernahm, durch das französische Lagerkommando und seine Kameraden, von seiner grossen Zuverlässigkeit in einer Vertrauensstellung, von seiner selbstlosen um die andern besorgten Art, das vermehrte bei mir noch die Freudigkeit, den erbetenen Brief an die Mutter zu schreiben; der erste wohl seit langem, in dem ihr Gutes über ihren Sohn berichtet wurde.

Als ich das Lager verliess, war es Essenszeit, und ich hätte in einem ziemlich nahen, einfachen Gasthof mir — Zeit halber — ganz wohl etwas aufstellen lassen können.

Aber, obschon ich das an manch anderem Tage gar nicht verachtet und nicht unterlassen hätte, jetzt war es mir einfach nicht drum, mich an eine Table d'hôte und unter andere Leute zu setzen. — Es war mir, als ob so manche der in den letzten Stunden vernommenen Seufzer und schwererfüllbaren Anliegen gerade der ältern Gefangenen mich begleiteten, dann bewegte mich auch noch die eben geschehene Zwiesprache mit dem jungen Mann. Und anstatt rechts gegen den Gasthof umzuschwenken, verzog ich mich nach links gegen einen

etwas verödeten, abseitlichen Teil der grossen Waffenplatz-Allmend.

Am spätern Nachmittag brachte mich dann ein längerer Marsch zu einer in einer alten Giesserei untergebrachten kleinen Gefangenenteilung. — Während einiger Zeit waren meine Weggenossen französische Soldaten, Urlauber von der Front, eine Gesellschaft recht wohlthuender Art.

In aller Natürlichkeit und Schlichtheit sagten sie manches recht verständige, beachtenswerte Wort, wie man das in allen Ländern gerade im Verkehr mit Leuten „aus dem Volk“ am ehesten zu hören bekommt.

Als ich dann später, nach einer kurzen Andacht, von den Kriegsgefangenen in der Giesserei Abschied nahm und wieder auf die Strasse trat, hörte ich, wie ein etwa 5 jähriger kleiner Franzose, welcher vor dem Nachbarhause gespielt hatte, zu seiner Mutter sagte: „Maman, je me suis toujours demandé, ce que ce Monsieur étranger pouvait faire pendant ce temps chez ces Boches, chez lesquels on ne va pas sans cela.“ — (Mutter, ich habe mich immer gefragt, was der fremde Herr bei den Deutschen wohl die ganze Zeit getan hat; die Leute hier gehen ja meistens nicht zu ihnen.)

Das Kriegsgefangenenproblem gibt also auch der französischen Jugend schon zu denken — und es wird wohl später zu den frühesten Jugenderinnerungen dieses Buben gehören, dass einst hier in der Nachbarschaft Männer in fremden Uniformen, von fremder Sprache und Art eine Zeitlang lebten und arbeiteten, Leute, denen man im Anfang eher etwas ängstlich aus dem Wege ging, bis man nach und nach entdeckte, dass sie eigentlich nicht so zu fürchten waren.

Bei gefangenen deutschen Offizieren

Château de Fougères, 17. Juli 1916.

Die ganze Gegend hierum ist geschichtlich bedeutsames Kriegsgelände. — Hier haben in der Zeit der grossen Revolution die „Chouans“, Bewohner der Vendée, sich gegen die Truppen der Revolutionsregierung gewehrt, haben Fuss für Fuss, Waldstück für Waldstück ihres heimatlichen Bodens tapfer und

zäh zu halten versucht, trotz geringer Aussicht auf endgültigen Erfolg.

Jetzt trägt die Gegend auch wieder in gewisser Beziehung eine Art von Kriegsstempel.

In dem gewaltigen alten Schloss, welches das Städtchen Fougères beherrscht, sind eine ganze Anzahl kriegsgefangener deutscher Offiziere untergebracht und gut verwahrt.

Als Unterkunftsstätten für die gefangenen Offiziere werden wohl in allen Kriegsländern Räume, die besondere Garantie gegen Ausbruch bieten, verwendet. Es wird da mehr an Vorsichtsmassregeln aufgewendet, als für gefangene Mannschaften.

Das Entweichen eines Offiziers und seine Wiederverwendung an der feindlichen Front hat ja viel mehr zu bedeuten, als wenn sich ein gefangener Soldat in die Heimat davon macht.

Es ist hier mein erstes Zusammentreffen mit Kriegsgefangenen von dieser besondern Kategorie. Sie haben bessere Unterkunft, als die Mannschaften, bessere Verpflegung und sind vom Arbeitszwang befreit. Das Letztere ist aber wohl nicht ausschliesslich als Vorteil zu werten.

Der „Lagerälteste“, ein Infanterie-Oberstleutnant, hatte allerlei Anliegen vorzubringen: Manchen Räumlichkeiten mangle es an Licht und Sonne, wie es bei einem so alten Schlossbau mit dicken Mauern und schmalen Fensteröffnungen freilich kaum anders sein kann.

Vielleicht noch stärker wird als Uebelstand empfunden die Unregelmässigkeit des Postverkehrs mit der Heimat, was aber nicht, wie einzelne Gefangene glauben, auf bösen Willen der Franzosen, sondern auf mangelhafte Organisation zurückzuführen ist.

Bei mehreren der Offiziere, besonders denen von der Kavallerie, geht die Gefangennahme schon in die erste Kriegszeit zurück, in die Zeit des raschen Vormarsches der Armee Kluck auf dem rechten deutschen Flügel. Da sind einige bei weit ausgreifenden Kavallerie-Rekognoszierungen in Feindeshände geraten und nun schon bald zwei Jahre in denselben geblieben. Eine lange Zeit, wenn man sie in Gefangenschaft verbringt. — Gleichwohl erklärt einer: „Es wäre schon schön, auf Weihnacht wieder zu Hause zu sein. Aber ich könnte es doch nur wünschen, wenn es eine Heimkehr in ein siegreiches Deutsch-

land wäre. Das muss unter allen Umständen erreicht werden — und sollten darob noch sechs Kriegs- und Gefangenschaftsjahre vergehen und von uns ausgehalten werden müssen!“

So war die Einstellung dieses Berufsoffiziers. Unter den gefangenen Mannschaften habe ich bis dahin diesen Ton kaum gehört. Da schien die Gefangenschaftsmüdigkeit grösser — und der Kriegswille eher schwächer zu sein.

In dankbarer Erinnerung ist hier noch der Besuch, den Pfarrer L. während seiner kurzen Tätigkeit vor etwa einem Jahr gemacht hat.

Beim Mittagessen kam ich mit einem französischen Kavallerie-Offizier ins Gespräch, der auf dieser Seite der Front auch die Anfangskämpfe und -Märsche mitgemacht hat. Der wusste manches zu sagen von der ausserordentlich starken Abnützung des Pferdmaterials gerade während der ersten Kriegswochen mit ihrem Bewegungskrieg. Manche Einheiten hätten bereits im Lauf des Oktobers 1914 kaum noch die Hälfte ihrer Pferde in kriegstüchtigem Zustand gehabt und das nicht einmal infolge des direkten Gefechtsabganges, sondern im Zusammenhang mit den durchgemachten Strapazen (grosse Märsche, mangelnde Ruhe, Unterkunft, Fütterung und Pflege).

Nun, Frankreich kann aus dem Inland und Ausland den Ausfall immer wieder einigermaßen ersetzen.

Wie viel schlimmer wären wir in der Schweiz im Ernstfall daran!

Ein englischer Kavallerie-Offizier machte fast gleichzeitig die Feststellung, dass bei ihnen die Pferde-Abnützung wesentlich geringer gewesen sei, als bei der französischen Kavallerie. Er führte das auf die beiden Umstände zurück, dass einestheils die englischen Kommandostellen die Anforderungen an die Kavallerie-Abteilungen nicht bis zum fast Unmöglichen getrieben hätten und dass andererseits der englische Kavallerist zur Schonung des Pferdes absitze, wo und wann es möglich sei und so viel Satteldruck vermieden werden könne.

St-Brieuc, 18. Juli 1916.

Der hiesige Gefangenenbestand ist in einem schlossartigen Gebäude, das früher als Gefängnis diente, untergebracht. Hier erlebte ich das Besondere, dass mir zuerst der Eintritt, resp. der

Zutritt zu den Gefangenen, vom französischen Kommandanten kategorisch verweigert wurde:

„Même si le ministre de la guerre me le demandait en personne, je ne laisserais entrer personne.“ (Sogar, wenn der Kriegsminister in eigener Person von mir verlangte, Sie hineinzulassen, täte ich es nicht!) — Allem nach war das Zirkular aus dem Kriegsministerium betreffend die Besuchserlaubnis für P. de Courten und mich noch nicht hierher gelangt, oder noch nicht gelesen worden. Nach einigen Verhandlungen und genauer Einsicht in meine Beglaubigungsschreiben gingen die Türen dann doch auf. Ich konnte ungehindert meines Amtes walten, Gottesdienst halten und manche Anliegen entgegennehmen.

Als ich in abendlicher Stunde am kleinen Meerhafen vorbeikam, wurde gerade ein Kohlendampfer ausgeladen. Er wies gar keine Merkmale betreffend seine Landeszugehörigkeit auf. Ich erfuhr dann, dass es ein Engländer sei, der es für nützlich hielt, in dieser gefährlichen Zeit anonym, namenlos, auf der Fahrt zu sein.

Auch aus neutralen, seefahrenden Ländern sind Schiffe da: der Norweger „König Sigurd“ und einige Spanier. Bei diesen sind die Landesfarben in riesigen Ausmassen am Vorderschiff aufgemalt. Das soll ihnen Respektierung durch die deutschen Unterseeboote verschaffen. Aber, wenn diese annehmen, die Ladung des neutralen Schiffes sei für den Feind bestimmt, so hilft das grösste neutrale Abzeichen nichts. Das Ende der Begegnung mit dem Unterseeboot ist dann Versenkung.

Kerven

Kerven bei Carhaix, 19. Juli 1916.

Nach vier Arbeitswochen, ohne einen einzigen richtigen Ruhetag habe ich mir heute einen solchen gegönnt. Er wurde zu einem Versuche benützt, die Kenntnisse von der Herkunft unserer Familie etwas zu vermehren.

Aus diesem Lande, der Bretagne, ist ja unser Vorfahre, Jean de Juzd, seigneur de Kerven, einst als Glaubensflüchtling ausgezogen.

Nach seiner einstigen Wohnstätte hier, nach den Namen seiner Vorfahren, hat schon mein Bruder, der Historiker, mit Sorgfalt mancherlei Nachforschungen angestellt. Es zeigte sich aber da auf's neue, wie manchmal schon nach nur etwa 200 Jahren viele

Spuren früherer Geschehnisse verwischt sind und manche Feststellungen nicht mehr gemacht werden können.

Im vorliegenden Fall hat zweierlei zu solch teilweise ausgelöschtwerden der Vergangenheitsspuren geführt: Die Bretagne war in besonderer Weise die Stätte schwerer, kriegerischer Stürme. Dabei ging manches Archivgebäude mit seinen alten Folianten und Dokumenten in Flammen auf; galt schon ein Menschenleben damals fast nichts, so bedeutete für die Kriegsleute noch viel weniger ein altes Buch in Schweinsleder oder ein altes Pergament.

Im weitem war seinerzeit der Wegzug einer Hugenottenfamilie meist ein fluchtähnliches Unternehmen. Ein Unternehmen, welches, dass es gelinge, von manchen Heimlichkeiten umgeben sein musste. — In diesen und jenen Fällen mussten wohl auch, neben den Amtsstellen vorbei, auf ungewöhnlichem Wege neue besondere Ausweisschriften beschafft und zugleich alte Familienpapiere beseitigt werden. Je weniger vom Auszug den Behörden bekannt wurde, je weniger Spuren er hinterliess, desto besser war es für die Glaubensflüchtlinge.

Desto schwieriger ist es aber auch für die Nachkommen einer spätern Zeit geworden, die einstige Wohnstätte der Vorfahren und die Umstände ihres Wegzuges genau festzustellen.

Die Ortsbezeichnung Kerven, gleichbedeutend wie „Maison blanche“ (Weisses Haus), ist in der Bretagne nicht so selten.

Die Nachforschungen meines Bruders wiesen mich für meine heutige Suche zu einem Weiler dieses Namens, ganz nahe beim Städtchen Carhaix, hin. Infolge eines Missverständnisses wandte ich mich zunächst einem andern Kerven zu, welches weiter von Carhaix entfernt ist.

Dieser Irrgang und Umweg lohnte sich dann aber doch, nicht für meine Vergangenheitsforschung, aber in anderer Weise. Unterwegs sah ich einen ältern Landesbewohner, dessen scharf ausgeprägtes, feines Gesichtsprofil mich ohne weiteres an die Gesichtszüge meines Grossvaters erinnerte. Dann gab es ein gefreutes Zusammentreffen mit einer wackern bretonischen Bauernfamilie. Diese Leute kamen vom Ernten heim und luden mich ein, in ihr Häuslein einzutreten und das „Zvieri“ mit ihnen zu teilen. Mit so eindringlicher Herzlichkeit erfolgte die Einladung, dass ich sie nicht wohl ausschlagen durfte.

Wie hinfällig und heruntergearbeitet sahen aber die wohl kaum

60 jährigen Eltern aus. Noch elender war das Aussehen des etwa 17 jährigen, hochaufgeschossenen Sohnes. Während wir eintraten, blieb er unter der Stubentüre stehen und lehnte sich an die Türpfosten, wie einer, welcher dringend des Haltes bedarf.

Die Mutter erklärte mir: „Il ne veut plus manger; il n'a plus d'appétit, il s'est trop surmené. Les tout jeunes et les vieux doivent maintenant trop travailler. Nos trois grands fils sont depuis deux ans à la guerre et c'est maintenant à nous de faire tout le travail. Mais bientôt on n'en pourra plus!“ (Er mag nicht essen; er hat keinen Appetit mehr; er hat zu viel arbeiten müssen. Die ganz jungen und die alten Leute haben jetzt zu böß. Unsere drei erwachsenen Söhne sind seit zwei Jahren im Krieg, und nun fällt die ganze Arbeit auf dem Heimwesen auf uns. Bald wird es aber einfach nicht mehr gehen!)

Sie sagte das nicht etwa in klaghaftem, verdrossenem Ton, sondern in ruhiger, gefasster Art, was ihre Worte noch eindrücklicher machte.

Es ist wohl möglich, dass das erste Kriegsoffer in dieser Familie nicht einer der an der Kriegsfront stehenden Söhne sein wird, sondern dieser Jüngste, welcher zu Hause samt den Eltern den für ihre Kräfte zu schweren Kampf um das tägliche Brot kämpft.

Schliesslich bin ich dann doch noch zu dem für meinen Zweck vor allem in Betracht fallenden Kerven gekommen, das etwas östlich vom Bahnhof Carhaix liegt.

Da fällt einem gleich eine Gebäulichkeit auf, welche sich von den ländlichen Gebäuden der Gegend ziemlich deutlich unterscheidet. Die spätgotisch-geschwungene Form der steinernen Einfassung der einen Haustüre, die Fenstereinfassungen im Erdgeschoss gleichen Stils (das eine mit schöner, alter Vergitterung) und auch die Ausmasse des Gebäudes weisen darauf hin, dass dieser Bau einst eine Art von Herrenhaus gewesen sein muss.

Zwar nicht ein Schlossbau von der Art desjenigen von Burgstein, Spiez oder Amsoldingen, sondern das einfachere herrschaftliche Gebäude, das man Manoir nennt.

Ueber dieses Gebäude ist dann freilich, seit seiner Erbauung, etwa Ende des XVI. Jahrhunderts, allerlei von Umänderungen ergangen, wie gleich sichtbar ist.

Oberhalb der zweiten Haustüre steht die Jahreszahl 1748. Je-

denfalls das Datum eines teilweisen Umbaues oder Wiederaufbaues.

Nach Angaben eines Geschichtskundigen fand in dieser Gegend um 1700 ein Bauernaufstand statt. Er hatte, wie so oft, Steuerangelegenheiten zum Ausgangspunkt, und die Aufständischen machten ihrer Unzufriedenheit, welche vielleicht nicht ohne Berechtigung war, vor allem dadurch Luft, dass sie in der Umgegend von Carhaix einer Anzahl von Herrnsitzen ziemlich übel mitspielten.

Damals wird auch das Herrenhaus in Kerven Schaden gelitten haben, wohl vor allem durch angelegtes Feuer.

Wer derjenige war, der dann 1748 Gut und Herrenhaus im Besitz hatte und den Wiederaufbau der zerstörten Hausteile vornehmen liess, das ist noch nicht festgestellt. Jetzt gehört das Haus und ein Teil der einst zugehörigen Ländereien einer bretonischen Bauernfamilie. Und, wo einst vor allem Lanzen, Schwerter, Degen ihren Platz hatten und in Gebrauch waren, da stehen jetzt die Dinge ausschliesslich im Zeichen der landwirtschaftlichen Geräte, des Pfluges, der Sense, der Gabel usw. Alles dieses landwirtschaftliche Geräte hat übrigens eine ziemlich altertümliche Form, wie man sie bei uns im Bernerland vor etwa 80 bis 100 Jahren gekannt haben mag.

Als ich mein Erscheinen mit Familien-Interessen begründete, sah ich den Ausdruck einer gewissen Bestürzung auf den Gesichtern dieser Bauernleute erscheinen. Der Hausvater äusserte dann höflich, aber mit besorgtem Tone, er hoffe, ich wolle ihnen den Besitz nicht etwa streitig machen, es sei bei der Erwerbung des Gutes alles mit rechten Dingen zugegangen. — Natürlich schuf ich da gleich Beruhigung durch die Erklärung, dass es sich um ein rein geschichtliches, nicht um ein rechtliches, geschäftliches Interesse handle.

Einer unserer Vorfahren, Jean de Juzd, sei in einem alten Familien-Dokument als Seigneur de Kerven bezeichnet. Da habe ich im Vorbeigehen nachsehen wollen, wo dieses Kerven etwa zu finden sei.

Nun zeigte man mir bereitwillig alles, was etwa von Bedeutung für mich sein konnte, führte mich unter anderem in ein Gemach, das noch ein altes Heizkamin aus der Erbauungszeit des Hauses enthält.

War ich da nun am richtigen Ort, an der Heimstätte unserer Vorfahren? Haben sie einst gerade an diesem Kamin in winterlichen, trüben Tagen ihren Platz gehabt?

Darüber kann jetzt wohl noch nichts Sicheres gesagt werden. Gewiss ist, dass irgendwo hier in der Bretagne ihre alte Heimat und ihr einstiges Besitztum war und dass im Winter 1682 auf 83 unser Vorfahr, Jean de Juzd, mit seiner Frau (Elisabeth d'Aribart) und wohl auch seinem Vetter Louis de Juzd, an einem bretonischen Kaminfeuer bedeutsamen Ratschlag gepflogen hat betreffend die Zukunft der Familie.

Die Lage der französischen Protestanten, der Hugenotten, war eine immer schwierigere geworden. Die Widerrufung des ihnen geltenden Duldungsediktes von Nantes wurde in den königlichen Kammern immer ernstlicher erwogen, und dieser nun schon nahe Gewaltakt wider die Hugenotten warf seine dunkeln Schatten schon voraus. Die Rechte der Hugenotten wurden immer mehr verkürzt, allerlei Ehrenämter ihnen entzogen, obwohl ihre Königs-treue unanfechtbar war.

Es war stets mehr bemerkbar, wie das Misstrauen, die Feindschaft mit 1000 Augen und Ohren all' ihrem Tun und Lassen nachforschte.

Wenn in einer hugenottischen Familie am Sonntagmorgen die alten Psalmen gesungen wurden (etwa: „Comme un cerf altéré brame.“ (Wie nach einer Wasserquelle ein Hirsch schreiet mit Begier, also schreit auch meine Seele sehnsuchtsvoll, mein Gott, nach dir), dann mochte ein Trupp königlicher Dragoner, der spähend das Land durchzog und der gerade am Hugenottenhause vorbeiritt, ob den verdächtigen Tönen mit raschem Ruck die Pferde anhalten. Der kommandierende Offizier nahm dann bedeutsam Notiz von Ort und Namen und ein bedrohlicher Rapport ging gleich seinen Weg zu den königlichen Amtsstellen.

Trotzdem man mitten im Winter war, fühlte man sich stets von einer schwülen, bedrückenden Luft umgeben.

So reifte bei unserm Vorfahr und den Seinigen der Entschluss, eine neue Heimat zu suchen in einem Lande evangelischen Glaubens. Eine leicht gefasste Entschliessung wird es freilich nicht gewesen sein.

Von Geldmitteln konnte man zwar manches mitnehmen. Aber es blieb doch die Heimat unwiederbringlich hinter einem zurück,

auch das Haus, der Hausrat der Vorfahren, das Dach, unter dem so manche Generation Freud und Leid erlebt, das Erdreich, von dem immer wieder das tägliche Brot gekommen! Fast alles Sichtbare und Greifbare blieb zurück, und ob dem fremden Lande, das man erreichen wollte, lagen noch Nebel vielfacher Ungewissheit!

In dem kleinen bretonischen Hafenort Vannes ging im Frühling 1683 unser Vorfahr mit seiner Familie und seinem Vetter an Bord eines Schiffes, das einen Hafen der Niederlande ansegeln sollte. Dort trennten sich die beiden. Der Vetter, Louis de Juzd de Kerven, liess sich in diesem Lande nieder, in dem sich dann später mehrere seiner Nachkommen im Staatsdienst auszeichneten. Einer derselben, der belgische Staatsminister, Baron Kervyn de Lettenhove, suchte vor etwa 80 Jahren unser Land auf, um mit dem schweizerisch gewordenen Zweige der Familie, vor allem mit unserem Grossvater, Beziehungen anzuknüpfen.

Der erste dieses schweizerischen Zweiges, unser Vorfahr, fand in Corsier und dann im nahen Vevey seine Zufluchtsstätte.

Er begnügte sich aber nicht damit, dass sich ihm selber da bald recht erträgliche Lebensverhältnisse boten. Es war ihm ein Anliegen, dass das auch den andern, an Zahl rasch zunehmenden Glaubensflüchtlingen aus Frankreich zuteil werde.

Die Geschichtsschreibung des „Refuge“ nennt ihn als einen, welcher in führender Stellung mit Hingebung, Tatkraft und Geschick sich an den Verhandlungen mit den gnädigen Herren von Bern zugunsten der Allgemeininteressen der heimatlos gewordenen Hugonotten beteiligt habe.

Schon bald wurde dann der bretonische Namen de Kerven zunächst in Kervain, dann in die ganz französische Form Quervain gewandelt und in Wegfall kam der Name de Juzd, der vielleicht ganz ursprünglich nach Lothringen hinweist.

Montfort sur Meu, 20. Juli 1916.

Hier dient eine alte Abtei als Gefangenenlager; das mutet freundlicher an, als das im einstigen Zuchthaus von St. Briec untergebrachte Lager. Auch die Aufnahme beim französischen Kommando war hier von Anfang an freundlicher. Der Kommandant bat mich gleich, in einer delikaten, sehr traurigen Sache Beistand zu leihen: Einer der Kriegsgefangenen habe früher regelmässig von seiner Frau Briefe erhalten. Nachdem dieselben

während mehreren Monaten aber ausgeblieben seien, habe er bei der Behörde seines Wohnorts um Auskunft gebeten. Deren Bescheid sei vor kurzem angelangt, aber er sei von so schlimmer Art, dass man auf dem Kommando es noch nicht über sich gebracht, denselben an den Mann weiterzugeben; am ehesten könne das vielleicht durch mich geschehen. In dem Briefe der Behörde war in der That Trauriges zu lesen: Von der Frau sei für's nächste kein Brief mehr zu erwarten, weil sie nicht mehr bei ihrer Familie sei, sondern im Zuchthaus — wegen fortgesetzter Diebstähle, meistens in einem Warenhause begangen. Zu den gestohlenen Gegenständen gehörten u. a. auch Mannskleider und noch verschiedenes andere, wofür gar kein Gebrauch vorhanden war, das auch nicht leicht weiterverkauft werden konnte. Der Brief bemerkt noch, dass die Familie aufgelöst und die Kinder da und dort untergebracht seien.

Ich dachte, der Mann, mit dem ich ungestört reden konnte, würde vielleicht nach allerlei schonenden Andeutungen nach und nach von sich aus auf die trostlose Wahrheit kommen. Es war ja möglich, dass schon früher einmal etwas der Art geschehen war. Aber, als ich ihn nach Art und Charakter seiner Frau fragte, wusste er nur Gutes zu sagen, konnte er nur ihre Hingebung und Zuverlässigkeit rühmen. In seinem Denken konnte nur langandauernde, schwere Krankheit die einzig mögliche Erklärung ihres langen Stillschweigens sein. — Da war es ein ganz schlimmer Augenblick für ihn (teilweise auch für mich), als ich ihm schliesslich doch, wenn auch auf die schonendste Weise, den Inhalt des Heimatbriefes mitteilen musste.

Der Mann sass da, wie ein von einem Keulenschlag Getroffener, fassungslos, ohne zunächst ganz alles verstehen zu können. Er konnte nur wiederholen: „So etwas kann ja bei meiner Frau gar nicht möglich sein!“

Plötzlich kam mir der Gedanke, ihn zu fragen, ob bei ihr vielleicht früher einmal seelische Störungen, wenn auch scheinbar nur leichter Art, bemerkbar gewesen seien? Bei ihr selber nicht, lautete der Bescheid, aber bei ihrer Mutter, die sei als eine Geisteskranke, nach langem Gestörtsein, in einer Heilanstalt gestorben. — Damit sah ich mit einemmal etwas wie einen Lichtpunkt, wenn dieser Ausdruck da verwendbar ist. Ich konnte nun dem Mann sagen, es werde in dieser so traurigen

Sache vielleicht doch noch eine Art Wendung zum Bessern geben. Es scheine mir jetzt möglich, dass seine Frau für ihr Tun nicht ganz verantwortlich gewesen sei. Es sei wohl denkbar, dass unter dem Einfluss der schweren Kriegserlebnisse (der Hausvater seit zwei Jahren fort von zu Hause) und wegen einer ungekannt vorhandenen erblichen Veranlagung plötzlich etwas von sogenannt akuter (vorübergehender) seelischer Störung bei ihr eingetreten sei und sie zu diesen fortgesetzten schwer begreiflichen Entwendungen getrieben habe.

Es werde wahrscheinlich bei diesem Urteil und seinen schrecklichen Folgen für die Frau und die ganze Familie nicht sein Bewenden haben.

Ich weiss nicht, ob er schon viel von diesem speziellen Trost und anderem, den ich zu bieten versucht, fassen konnte. — Der, welcher gebückt aus dem Zimmer hinauswankte, sah um 10 Jahre älter aus, als der, welcher vor einer Stunde ahnungslos hereingekommen war!

N. B. Es wurde dann dafür gesorgt, dass den heimatlichen zuständigen Behörden Kenntnis gegeben wurde von dem dort bei den Gerichtsverhandlungen ganz unbekannt gebliebenen Faktum der schweren Geisteskrankheit bei der Mutter der Angeklagten und Verurteilten. Etwas später konnte ich auch noch der hingebenden und eifrigen Zentralpräsidentin des Deutschen Frauenbundes für Hilfeleistung an Kriegerfrauen und ihre Familien diese Sache ans Herz legen — und wie ich vernahm, kam es zu einer Wiederaufnahme des Verfahrens und zu einer Freisprechung, oder doch zu Straferlass. —

Von Kriegsnöten anderer Art berichtete dann bei gemeinsamem Mittagessen der dem Gefangenenlager zukommandierte kriegsbeschädigte französische Leutnant B. Er ist nach schwerer Kopfverletzung trepaniert worden und trägt deutlich sichtbar die da übliche Aluminiumplatte an Stelle der zertrümmerten Schädeldeckenpartie. Seine Verwundung stammt aus Schützengräbenkämpfen in den Ardennen, wo es heiss und blutig hergegangen sein muss. In kürzester Frist ging der Kampf zwölfmal hin und her um den von seiner Kompanie besetzten Schützengraben-Sektor — und als die Kampfruhe eintrat, ergab der Kompanie-Appell, dass alle Offiziere (er war damals Unteroffizier)

tot seien und noch zehn Mann von 150 in gefechtstüchtigem Zustand!

Einen wohltuenden Abschluss des Tages brachte die gastfreundliche Aufnahme im Hause von Pfarrer B. in R. Er gehört zu den nicht gerade so zahlreichen französischen Protestanten, welche Verständnis zeigen für meine Aufgabe an den Kriegsgefangenen. Er beteiligt sich selber an religiöser und anderer Fürsorge für die Kriegsgefangenen, indem er regelmässig die Protestanten im Lager von R. besucht, ihnen öfters in deutscher Sprache, die er ganz gut beherrscht, Gottesdienst hält, auch manchen den Verkehr mit der Heimat zu erleichtern sucht. Solcher Liebesdienst will bei ihm um so mehr bedeuten, als er seinen Sohn im Krieg verloren hat.

Im ganzen muss ein recht freundliches Verhältnis zwischen ihm und den Gefangenen bestehen. Nur einmal sei eine Trübung desselben eingetreten: Er habe in einer Predigt davon geredet, wie jedes Volk seine National-Untugend habe, bei den Deutschen sei das nun ein grosser Hang zur Unaufrichtigkeit. Mangel an Wahrheitsliebe.

Da habe es unter den Zuhörern Zeichen von Unruhe gegeben und etliche hätten vernehmlich gescharrt.

Was ich davon denke, dass er diese deutsche Schwäche „angezogen“ habe in seiner Predigt, wollte er wissen.

Diese These von einem allgemeinen Infiziertsein der Deutschen durch den Unwahrhaftigkeits-Bazillus sei vielleicht doch diskutabel, erlaubte ich mir einzuwenden. Und angenommen auch, es wäre etwas daran (obwohl die Deutschen exakt das gleiche von gewissen andern Nationen dächten und auch etwa sagten), so lasse man sich so etwas nicht gerade besonders gerne von einem Fremden, auch wenn er einem sonst nicht unwert sei, sagen, eher vielleicht noch von einem Prädikanten des eigenen Landes, der sich ja dann in solches Gesamtgericht auch selber einschliesse. Der Einspruch der Zuhörer bei diesem speziellen Anlass komme mir darum nicht ganz unverständlich vor. — Mein trefflicher Gastgeber nahm diese leichten Beanstandungen von der besten Seite und meinte, gerade den letztgenannten Punkt habe er bei seinem gutgemeinten Mahnwort nicht genügend überdacht.

N. B. Später, bei einem Besuch in Deutschland, sprachen mir die Eltern eines jungen Kriegsgefangenen aus dem Lager von R., einem regelmässigen Predigtzuhörer von Pfr. B., mit grösster Dankbarkeit von allem Guten, das er verständnisvoll ihrem Sohn immer wieder erwiesen habe. Er gehörte zu denen, die in ihrer Praxis gegenüber dem einzelnen Feind weit christlich-barmherziger waren, als gelegentlich in ihrer allgemeinen Theorie über das Feindesvolk. Besser so, als umgekehrt! —

Es war für mich dann später, als ich ungesucht mit dem deutschen Kaiser zusammenkam, ein Bedürfnis, diesem von dem französischen protestantischen Pfarrer etwas zu sagen, welcher, das Leid um seinen eigenen im Kriege von einer deutschen Kugel getöteten Sohn zurückstellend, sich nun der noch lebenden gefangenen Söhne deutscher Eltern so väterlich und freundschaftlich annahm.

R., 21. Juli 1916.

Beim Besuch des Gefangenenlagers bot sich nebenbei eine bescheidene Gelegenheit, für die Schweiz ein Wort einzulegen: Ein französischer Offizier äusserte in längerem Gespräch unter anderem, wir hätten es in der Schweiz unerhört gut: Keine Kriegsverheerungen, keine Verluste an Gut und Blut, dafür aber so manche Gelegenheit, vom Kriege zu profitieren, nicht zuletzt an den Internierten, mit denen die schweizerischen Hotelbesitzer doch gewiss gute Geschäfte machten.

Das von der unerhörten und unverdienten Verschonung der Schweiz, das sei in der Tat zutreffend — sagte ich — und es könne nicht genug geschätzt werden. Aber, was die materiellen Kriegsprofite betreffe, so merkten viele unter uns nichts davon, sondern spürten nur die zunehmende Lebensvertéuerung. Diese mache sich übrigens auch bemerkbar bei der Verpflegung der Internierten. — Bei den gegenwärtigen Lebensmittelpreisen und bei den nicht geringen Ansprüchen der Internierten an das Essen und einer Pensionsvergütung von nur Fr. 4. — pro Tag durch Frankreich und Deutschland könne das Internierengeschäft den Hotelbesitzern in der Schweiz kaum zu einem Riesenverdienst verhelfen.

Worauf es beim Franzosen hiess, dass die Vergütung für die

Internierten so bescheiden sei, habe er nicht gewusst, sonst wäre seine kritische Bemerkung unterblieben.

Paris, 22. Juli 1916.

Heute war der Vorbereitungstag für die Heimreise. — Es ist eben auch zu Hause, vor allem in der Gemeinde, mancherlei zu tun. — Dann ist das Landwehrregiment 42, dessen Feldprediger ich bin, zu neuem Grenzdienst aufgeboten worden, und ich möchte so weit es möglich ist, da meiner Dienstpflicht genügen, obwohl ich von Bundesrat Hofmann die Zusicherung habe: „Ihre Tätigkeit in Frankreich im Auftrag des Bundesrates ist auch Dienst für das Vaterland und Sie sind während der Zeit Ihrer Mission aller andern Dienstleistung enthoben.“

Ich möchte aber schon deshalb etwas für das Regiment leisten, weil für mich der bisherige Dienst bei demselben eine in mancher Beziehung wertvolle Vorschule bedeutete für die grosse jetzige Feldpredigeraufgabe im Kriegsland.

Vom Ministerium des Innern ist noch die Mitteilung gekommen, die Türe zu den deutschen Zivilgefangenen stehe nun ebenfalls offen.

Es kommt mir merkwürdig vor, dass ich nun ganz ungehindert für einige Zeit zu Familie und Beruf in die Heimat zurückkehren kann, während ich hier im Kriegslande Hunderttausende, meistens Familienväter, zurücklasse, welchen ein Gleiches verwehrt ist, vielleicht noch auf Jahre; mag ihre Gegenwart zu Hause noch so ersehnt und notwendig sein!

Paris, 23. Juli 1916.

Vor der Abreise wurde noch schnell ein Besuch bei den deutschen Verwundeten im Val de Grâce gemacht. Da sind neben nun bekannten Gesichtern auch eine Anzahl noch nicht gesehene Verwundete von der Armee von Linsingen, die blutige Kämpfe hinter sich hat. Manche darunter schon auf dem Wege der Genesung, nachdem sie mit knapper Not dem Tode entronnen sind.

Das legte nahe, eine kurze Andacht über Psalm 103: „Lobe den Herrn, meine Seele“ zu halten.

Nachher fragt mich einer, ob ich ihm ein Neues Testament verschaffen könnte. Das Seinige sei mit dem Tornister auf dem

Schlachtfeld geblieben. Leiblich gehe es ihm jeden Tag besser, aber innerlich sei eine grosse Zerrissenheit da. Ob all dem grauenhaften, schwerbegreiflichen Erleben der letzten Zeit sei er religiös in eine grosse Unsicherheit geraten, die ihm viel zu schaffen mache. — Ich kann ihn ziemlich weitgehend verstehen und das, was ihm zu schaffen macht, nachempfinden. Darin liegt schon eine gewisse Hilfe und Erleichterung für ihn, aber gerne wollte ich ihm noch weiter helfen, aber es ist nicht so ganz leicht.

Pontarlier, 24. Juli 1916.

Hier auf dem Bahnhof den Graf de M. getroffen, der auf der französischen Botschaft in Bern die Kriegsgefangenen-Angelegenheiten bearbeitet. — Er ist in Begleitung eines hohen Beamten des Ministère de l'Intérieur. Beide wollen Paris zureisen.

Der stundenlange Aufenthalt wird zu einer Besprechung benützt über das, was den einen oder andern jetzt besonders beschäftigt. Bei den französischen Herren sind es Internierungsfragen — und von mir wurden Aeusserungen gewünscht über meine Eindrücke aus den französischen Gefangenenlagern.

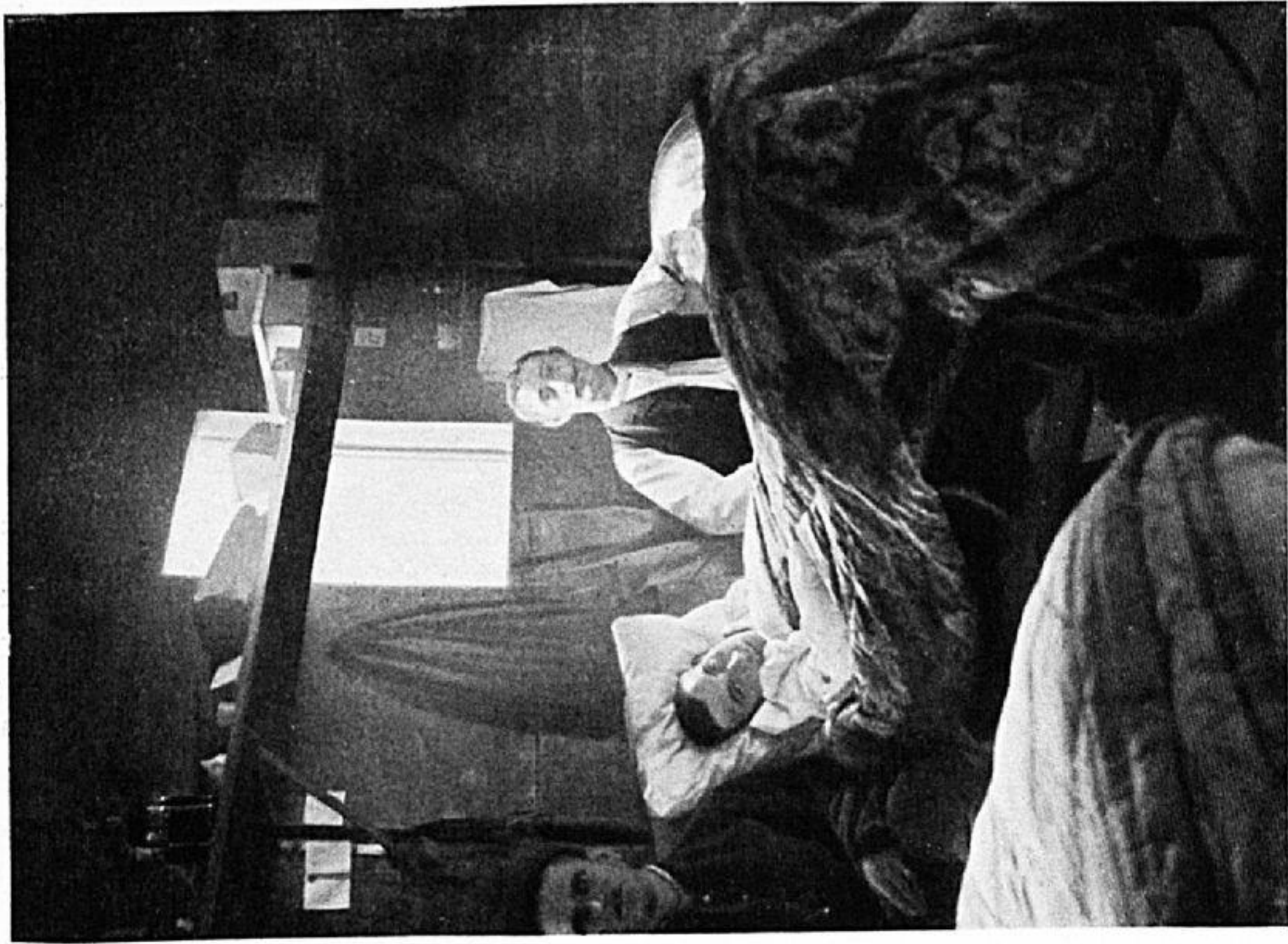
Trubschachen, 24. Juli 1916, abends.

Es ist eine gute Sache, wieder zu Hause zu sein — und zugleich merken zu dürfen, dass in der Gemeinde zum Rechten gesehen worden ist, dank der Tätigkeit meines Stellvertreters, den vielen Bemühungen und dem Interesse des Kirchgemeinderatspräsidenten und der so vieles in sich schliessenden Fürsorge meiner lieben Frau.

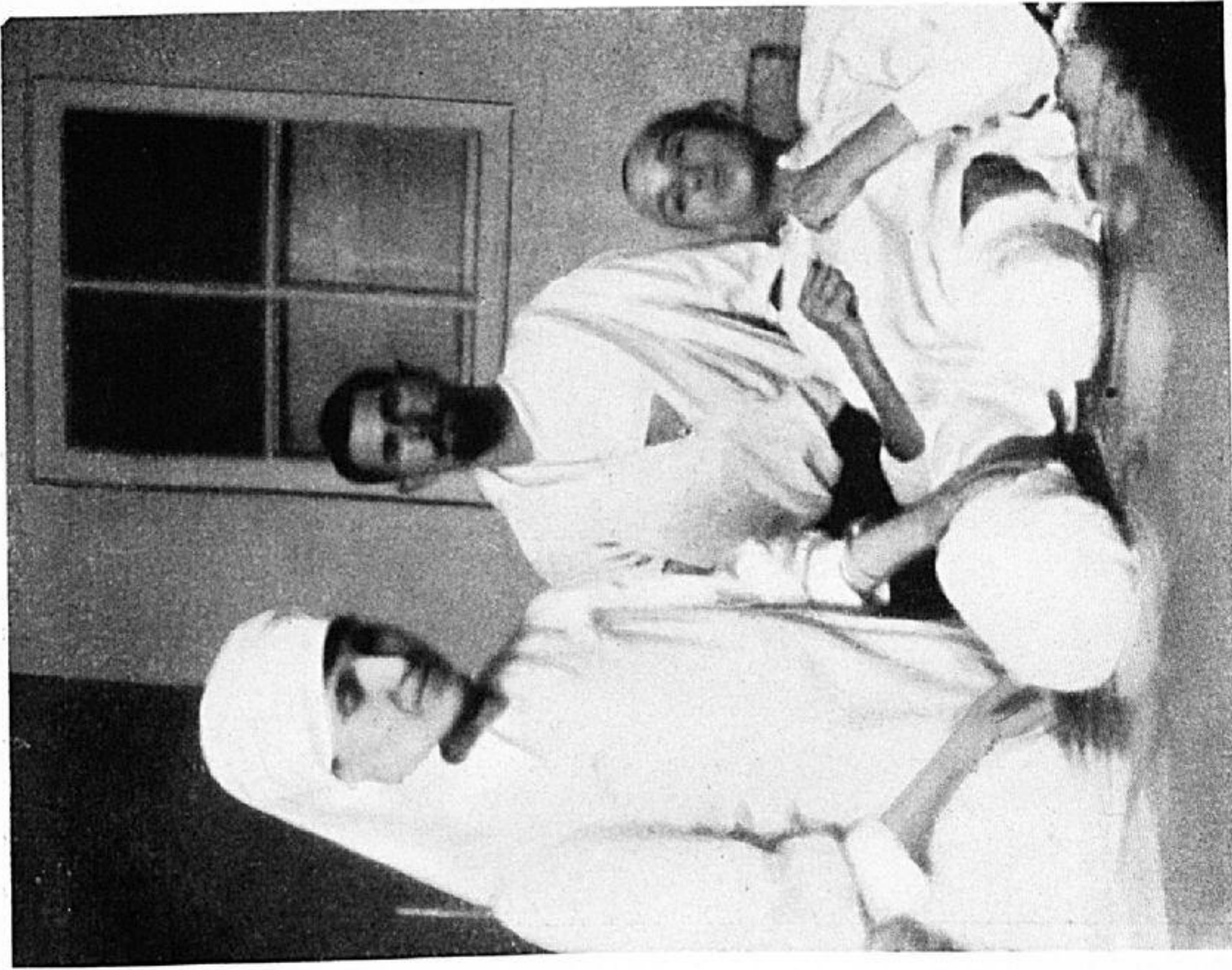
Bern, 25. Juli 1916.

Heute erstes Vorsprechen im Bundeshaus auf dem Politischen Departement, bei Legationsrat v. S. Ich bin froh, dass ich für meine Angelegenheiten keine besondere Intervention beanspruchen muss, sondern selber ganz ordentlich durchkomme — denn aus mancherlei Aeusserungen merke ich, dass der Bundesrat gerade gegenwärtig schon der harten Nüsse genug zu knacken hat in einem nicht immer ganz erfreulichen Verkehr mit den kriegführenden Ländern und ihren Vertretern.

Auf der deutschen Gesandtschaft bekomme ich eine Ahnung



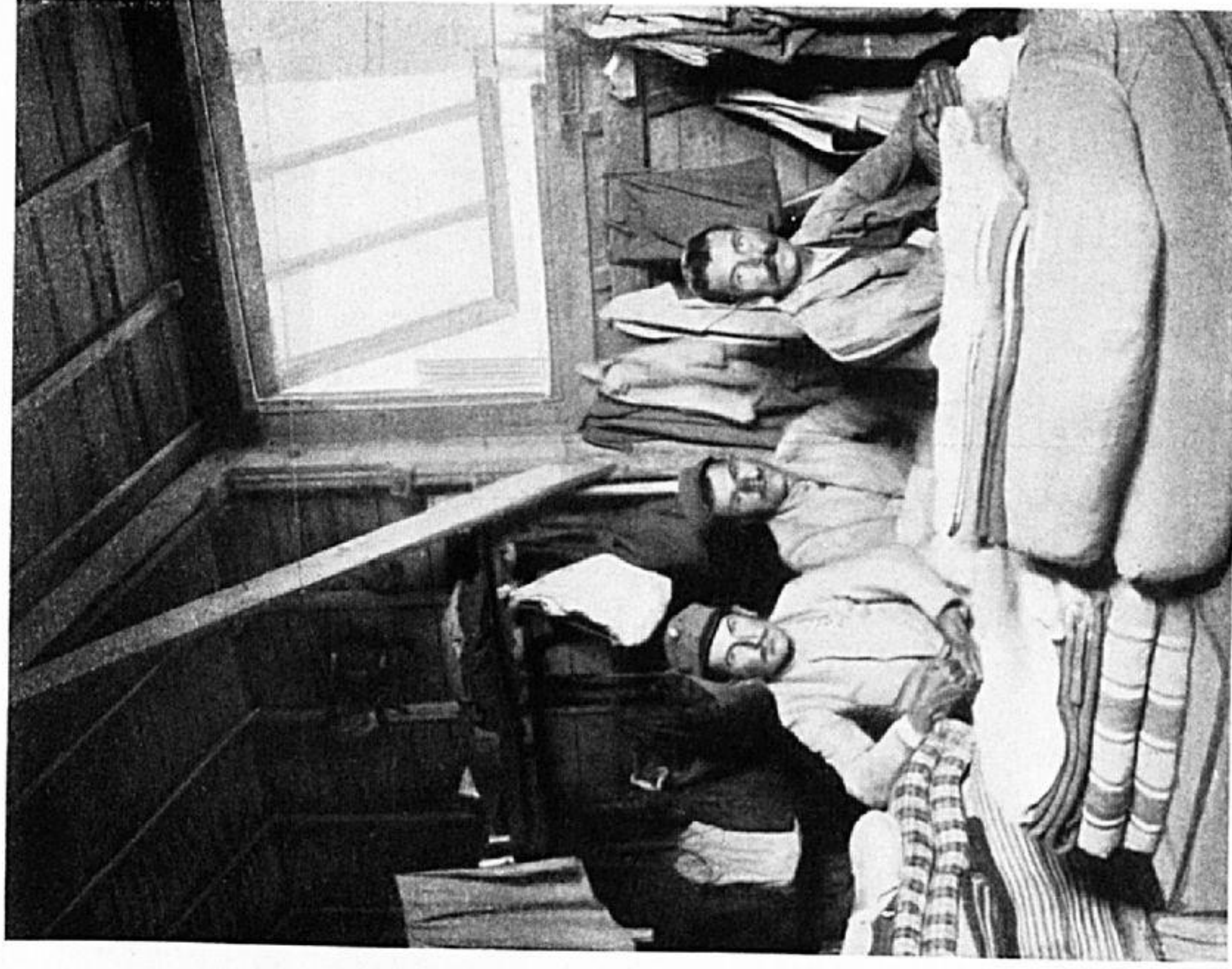
Im Bett: Der daheim totgeglaupte Grenadier-Leutnant v. C.
im Gefangenenlazarett Le Mans
(Seite 65)



Mecklenburger Bauernsohn, dem beide Beine abgeschossen
wurden, im Gefangenenlazarett Roanne
(Seite 130)



Mangelhafte Lagerverhältnisse im Lager L. P. bei La Rochelle
(Seite 67)



Gute Betten im Lager Brest, Oesterreichische Gefangene
(Seite 53)

davon, dass sich jetzt im engern oder weitem Bannkreis der Auslandvertretungen der kriegführenden Länder in Bern allerlei Existenzen bewegen, vielleicht auch etwas zweifelhafte, die unter dem Vorwand von allerlei harmloser Betätigung, sogar religiöser, sich bei uns aufhalten, sich aber in Wirklichkeit mehr mit Ueberwachung und Gesinnungskontrolle von Schweizerbürgern befassen, vielleicht auch direkt Kriegs-Spionage betreiben. — Und für unsere Behörden mag es nicht immer leicht sein, da gleich zuzugreifen, weil diese Elemente oft eine Zeitlang unter ganz gut gewählter Maske arbeiten.

Bern, 25. Juli 1916.

Die Hauptberichterstattung über meine Tätigkeit fand heute vor Bundesrat Hofmann, dem Chef des Politischen Departements, statt.

Ich habe den Eindruck, dass er mir die am Anfang zugebilligte weitgehende Freiheit der Bewegung und Entschliessung weiter gewähren wird. — Er hat wenige Bemerkungen gemacht zu dem, was ich zu sagen hatte, aber diese wenigen Aeusserungen zeugten von einer grossen Sachkenntnis dieser doch sehr speziellen Materie und von einem merkwürdig sichern, zutreffenden Urteil.
